

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

Zwischen den Ländern: Erleben translokaler Praktiken
migrantischer Familien im Generationenvergleich am Beispiel
Ex-Jugoslawiens

verfasst von / submitted by

Mag. phil. Ines Käferböck, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magistra der Naturwissenschaften (Mag.rer.nat.)

Wien, 2020 / Vienna 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears
on the student record sheet:

A 190 333 456

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Deutsch
UF Geographie und Wirtschaftskunde

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Patrick Sakdapolrak

Danksagung

Am Ende dieser langen Reise meiner universitären Ausbildung angekommen möchte ich mich bei allen bedanken, die mich durch die Zeit des Studiums und des Erstellens dieser Diplomarbeit begleitet haben.

Ich danke meinen Eltern, die mir immer bestärkend zur Seite stehen und mich von Beginn an unterstützt haben. Meiner Mama danke ich insbesondere fürs ausdauernde Korrekturlesen. Danke, Mama und Papa.

Daniel, auch dir möchte ich Danke sagen – fürs Da-Sein, fürs Rückenstärken und für das offene Ohr für alle meine Sorgen und Gedanken. Ich könnte mir keinen besseren Menschen an meiner Seite vorstellen.

Ein großer Dank gilt natürlich auch meinen Freundinnen und Freunden in Linz und besonders Wien sowie meiner kleinen Schwester Klara: Danke, dass ihr mich immer wieder motiviert und mir Zeiten des Ausgleichs zur universitären Arbeit schenkt.

Vor allem aber sei meinen InterviewpartnerInnen gedankt: dass ihr mir aus euren Leben erzählt und euch für meine Fragen Zeit genommen habt, das ist nicht selbstverständlich. Gedankt sei hier vor allem meiner Freundin M., die nicht nur sofort eingewilligt hat, mit mir zu sprechen, sondern auch den Kontakt zu anderen InterviewpartnerInnen hergestellt hat.

Abschließend danke ich Univ.-Prof. Dr. Patrick Sakdapolrak für das Erwecken meines Interesses an Translokalität und Migrationsforschung sowie besonders für die Unterstützung in der klaren Strukturierung meines Arbeitsprozesses von Anfang an.

So long – and thanks for all the fish!

„Beim Einkaufen mit Großvater an der Edeka-Kasse, ein Gespräch in der Schlange: Es ging darum, dass die Salami in Folie eingepackt war, das fand er immens komisch. ‚Eine Salami muss frei sein!‘, rief Großvater und reckte die Salami über den Kopf wie Dejan Savicevic den Landesmeisterpokal. Wir lachten und verpassten den Augenblick, da die Schlange sich weiterbewegte. ‚Ey, Kanacken, wird`s heute noch?‘ Ich habe meinem Großvater nicht gedolmetscht. Ich habe mich umgedreht und mich entschuldigt.“

Auszug aus „Herkunft“ (Stanišić 2019: 154)

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Konzeptionelle und theoretische Überlegungen	5
2.1. Migration, Integration und Translokaltät.....	5
2.1.1. Migration und Migrationsforschung: Entwicklung zur Translokaltät	8
2.1.2. Die Rolle der Globalisierung	14
2.1.3. Assimilation und Akkulturation oder kultureller Pluralismus	16
2.1.4. Translokal – Transnational: zu den Begriffen Transnationalisierung, Transnationale Soziale Räume und Transnationalität	20
2.1.5. Leben in transnationalen Familien: die Bedeutung transnationaler Praktiken.....	24
2.2. Mediatisierung und Medienkommunikation	31
2.2.1. Definition der Begriffe Medien, Mediatisierung und Medienkommunikation	32
2.2.2. „Große“ und „kleine“ Medien: Differenzierung des Medienangebots	35
2.2.3. Typen von Kommunikation – Konnektivität und Netzwerke	37
2.2.4. Bedeutung der Medienkommunikation für translokale Familien	39
3. Methodik: Qualitative Interviews	44
3.1. Art und Durchführung der Interviews	45
3.2. Auswahl der InterviewpartnerInnen	46
3.2. Interviewleitfaden: Schwerpunkte und Erläuterung	47
3.3. Protokollierung der Interviews.....	50
3.4. Inhaltsanalyse nach Mayring.....	50
4. Geschichte der Migration zwischen Ex-Jugoslawien und Österreich	53
4.1. Phase des Wirtschaftswachstums ab den 1950er-Jahren	55
4.2. Rückwanderungen und Familiennachzug zwischen 1970 und 1990	57
4.3. Migration zur Zeit der Jugoslawienkriege in den 1990er-Jahren	58
5. Darstellung und Interpretation der Ergebnisse	60
5.1. Demographische Zusammensetzung der InterviewpartnerInnen	60
5.2. Erleben translokaler Praktiken	61
5.2.1. Familienbezogene Praktiken.....	61
5.2.2. Soziokulturelle Praktiken.....	71
5.2.3. Wirtschaftliche und politische Praktiken	75

5.3. Medien und Medienkommunikation	81
5.3.1. Nutzung „kleiner“ und „großer“ Medien	81
5.3.2. Einfluss auf die Familienbeziehung	84
5.4. Eventuelle Rückkehrabsichten	85
5.4.1. Unterschiede zwischen Männern und Frauen	88
5.5. Identität und Zugehörigkeit	89
6. Zusammenfassung und Ausblick	94
7. Quellenverzeichnis	99
3.1. Quellen	99
8. Anhang	103
8.1. Interviewleitfaden	103
8.2. Interviewprotokoll: Erstes Interview	105
8.3. Interviewprotokoll: Zweites Interview	112
8.4. Interviewprotokoll: Drittes Interview	119
8.5. Interviewprotokoll: Viertes Interview	123
8.6. Interviewprotokoll: Fünftes Interview	129
9. Abstract	140

1. Einleitung

„In Österreich bin ich immer AusländerIn, aber wenn ich dann in Bosnien bin, bin ich es genauso“ – so oder so ähnlich formulieren viele Menschen mit Migrationshintergrund ihre eigene Zugehörigkeit zu zwei oder mehr Gesellschaften: Sie sind nicht *nur ÖsterreicherIn* oder *nur MigrantIn* – in beiden Ländern kommt ihnen ein Sonderstatus zu.

Laut den Mikrozensusdaten des Bundesministeriums für Europa, Integration und Äußeres aus dem Jahr 2018 haben 23,3% der österreichischen Bevölkerung einen Migrationshintergrund, mindestens ein Elternteil ist also im Ausland geboren. 17,2% von ihnen sind der ersten Zuwanderergeneration zugehörig, also selbst im Ausland geboren und erst später migriert, 6,1% gehören der zweiten Zuwanderergeneration an, sind also selbst schon in Österreich geboren (vgl. STATISTIK AUSTRIA 2019: 25). Anderen Definitionen folgend kann zur zweiten Migrationsgeneration auch jedeR gerechnet werden, der/die den Migrationsprozess nicht bewusst erlebt hat, weil er/sie als Baby oder Kleinkind migriert ist (vgl. FAIST et al. 2013: 69). Diese Unterscheidung wird hier angesprochen, da sie für die untersuchte (Teil-)Gruppe der MigrantInnen aus Ex-Jugoslawien, die in den 1990-er Jahren während des Kriegs geboren wurden, relevant ist: Einige von ihnen migrierten mit ihren Eltern in den ersten Lebenswochen und -monaten – oder eben im jungen Kindesalter. Diese Gruppe wird aber von der Statistik Austria nicht gesondert erhoben. Die dazwischen liegende sogenannte (Migrations-)Generation 1.5 sind jene Menschen, die im Ausland geboren und teilweise sozialisiert wurden, aber rund um das sechste Lebensjahr mit den Eltern oder Familienangehörigen migriert sind.

Definiert man den Migrationshintergrund nach dem Geburtsland der Mutter, stammen heute rund 60% der österreichischen Bevölkerung mit Migrationshintergrund aus dem ehemaligen Jugoslawien – das sind 371.000 MigrantInnen erster Generation und 161.000 MigrantInnen der zweiten Generation (vgl. STATISTIK AUSTRIA 2019: 29). Diese Menschen leben aber nicht isoliert von ihrem Herkunftsland in Österreich, sondern haben Verbindungen unterschiedlicher Intensität in ihre Herkunftsorte und leben ihre Translokalität – also das Sein zwischen zwei oder mehr Ländern – durch die Pluralität ihrer Lebensläufe demnach auch in unterschiedlichen Ausprägungen und Aspekten. Die Verbindung zu den in anderen Ländern lebenden Familienmitgliedern verändert sich außerdem auch durch technische Entwicklungen sowohl im Bereich Medien als

auch in Bezug auf die Mobilität zwischen den Nationalstaaten. Die Entwicklungen und Aspekte von Migration, Integration und Translokalität sowohl aus praktisch-historischer Perspektive als auch die diesbezügliche Forschungsgeschichte werden in Kapitel 2: Konzeptionelle und theoretische Überlegungen ausführlich beleuchtet.

Neben einem Überblick über die Migrationsforschung und Teilaspekten dieser wird der Schwerpunkt des Kapitels vor allem auf die Translokalität gelegt: Wie entwickelten sich die lang vorherrschenden Ideen der Assimilation und Akkulturation bzw. ihres Gegenstücks, dem kulturellen Pluralismus, hin zu einer translokalen Perspektive? Welche Rolle spielt die Globalisierung hinsichtlich weltweiter (translokaler) Migrationsprozesse? Weiters sollen Begrifflichkeiten erläutert werden: diskutiert wird insbesondere die Unterscheidung zwischen den Begriffen *Translokalität* und *Transnationalität*, außerdem soll auf die Begriffe *Transnationalisierung* und *Transnationale Soziale Räume* eingegangen werden. Den Abschluss des Theorieteils zu Migration, Integration und Translokalität bildet die Frage nach der Bedeutung translokaler Praktiken für das Leben in transnationalen Familien, welche im empirischen Teil untersucht werden.

Anschließend an diesen ersten theoretischen Teil soll im folgenden Kapitel auf die Prozesse der Mediatisierung und Medienkommunikation eingegangen werden. Die Rolle der Informations- und Kommunikationstechnologien ist für Lebensrealitäten von MigrantInnen weltweit relevant – translokales (Er-)leben hat sich durch die Möglichkeit neuer Kommunikationstechnologien vor allem in Bezug auf translokale soziale Praktiken verändern können. Die Geschwindigkeit zwischenmenschlicher Aktionen hat durch das Internet und dessen höhere Verfügbarkeit eine Wandlung erfahren. Der zweite Abschnitt des Kapitels zu konzeptionellen und theoretischen Überlegungen befasst sich daher mit der Entwicklung sowohl von Mediatisierung als auch von Medienkommunikation seit den 1990er-Jahren. Angesprochen werden soll hier auch der Unterschied zwischen „kleinen“ und „großen“ Medien: Wie diese genutzt werden wird auch in den Interviews mit den ProbandInnen zur Sprache kommen, wobei erstere für die Interaktion mit in den Herkunftsländern lebenden Bezugspersonen relevant sind, zweitens vermutlich eher für politische Partizipation oder Informationsbeschaffung unter anderem in Bezug auf politische Prozesse im Herkunftsland genutzt werden. Beide Medienkategorien sind für die Bildung von Netzwerken und für die Konnektivität aber unabdingbar und lassen sich nach Art der

Nutzung auch in verschiedene Kommunikationstypen einteilen. Abschließend wird die Bedeutung der Medienkommunikation für translokale Familien aus der Sicht der Theorie beleuchtet.

Die empirische, auf qualitativen Interviews basierende Untersuchung translokaler Praktiken von Personen mit aktiver und passiver Migrationsgeschichte am Beispiel in Österreich lebender MigrantInnen aus Ex-Jugoslawien im Generationenvergleich soll vor allem drei Forschungsfragen klären:

- Welche translokalen Praktiken werden von in Österreich lebenden Menschen mit Migrationshintergrund aus Ex-Jugoslawien gelebt?
- Wie unterscheiden sich gelebte Praktiken der ersten Generation von jenen der zweiten Generation?
- Welche Rolle spielen Informations- und Kommunikationstechnologien?

Die Methodik des qualitativen Interviews wird daher im dritten Abschnitt der Arbeit beschrieben: in teilstrukturierten Interviews sollen jeweils mehrere VertreterInnen der ersten und zweiten Migrationsgeneration zu Wort kommen und ihr persönliches (Er-)leben translokaler Praktiken schildern – unter anderem sollen mehrere Generationen einzelner Familien befragt werden. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen wird ebenfalls skizziert. Für die Gespräche wurde ein Interviewleitfaden formuliert, der mehrere Leitfragen in nicht-vorgegebener Reihenfolge beinhaltet, die zum einen freies Antworten forcieren, zum anderen aber auch gezielte Aspekte genauer erfassen sollen können. Die Inhalte der Gespräche werden nach der Transkription mittels der Inhaltsanalyse nach Mayring bearbeitet.

Im vierten Kapitel der Arbeit wird ein Überblick der Migrationsgeschichte zwischen den Staaten Ex-Jugoslawiens und Österreich gegeben: Dies schafft einen Kontext, in den die Migrationsgeschichten der interviewten Personen grob eingeordnet werden können – auch wenn jede Lebensgeschichte natürlich individuell ist und die Verbindung zu den Herkunftsländern beziehungsweise das aktive Erleben einer Migration nicht bei allen InterviewpartnerInnen gegeben ist. Genauer besprochen werden in diesem Kapitel drei große Phasen der Migration: Beginnend mit der Phase des Wirtschaftswachstums ab den 1950er Jahren, wird danach die sogenannte „Gastarbeiterbewegung“ der 1960er- und 1970er-Jahre beleuchtet, im Rahmen derer gezielt Arbeitskräfte sowohl aus dem damaligen Jugoslawien als auch aus der Türkei

angeworben wurden. Abschließend soll die starke Zuwanderung in den 1990er-Jahren besprochen werden, die in Bezug auf MigrantInnen aus Ex-Jugoslawien auf die damaligen Kriege der Region im Zusammenhang mit dem Zerfall des Staates zurückzuführen ist.

Im Anschluss an die Migrations- und Kommunikationstheorien sowie an den geschichtlichen Abriss der Migrationsgeschichte folgt die Untersuchung dieser Theorien im Rahmen der bereits angesprochenen Interviews: In welchem Ausmaß werden translokale Praktiken von in Österreich lebenden MigrantInnen praktiziert und welche Unterschiede lassen sich zwischen den Generationen feststellen? Auch die Rolle der Medien in Bezug auf translokales (Er-)Leben der Befragten soll beleuchtet werden. Im Rahmen der Gespräche ergab sich außerdem eine weitere Kategorie der Analyse, weswegen auch auf Rückkehrabsichten und Identitätsentwicklung der Befragten eingegangen wird. In einer Zusammenschau der durchgeführten Interviews soll versucht werden, die Erkenntnisse aus den Gesprächen kohärent zusammenzufassen, ohne dabei den Blick auf die Individualität der Erfahrungen und des Erlebens zu verlieren. Lassen sich Gemeinsamkeiten finden? Welche Aspekte des translokalen Lebens sind nicht verallgemeinerbar?

Abschließend werden die gesammelten Ergebnisse noch einmal zusammengefasst und es wird versucht, einen Ausblick auf die zukünftigen Entwicklungen im Gebiet der Translokalitätsforschung zu geben.

2. Konzeptionelle und theoretische Überlegungen

2.1. Migration, Integration und Translokalität

Da Migrationsprozesse seit Anbeginn der Menschheit stattfinden und weltweit im Wachsen begriffen sind – noch nie waren im Laufe der Geschichte so viele Menschen an Migrationsprozessen beteiligt wie am Ende dieses Jahrtausends –, sind diese auch von wissenschaftlichem Interesse. Bewegungsprozesse einzelner Individuen oder größerer Gruppen stellen eine sozial-historische Grundkonstante menschlichen Lebens dar, eine neue Bedeutung ergibt sich aber durch die Veränderungen in der Qualität und Quantität dieser Bewegungen. Schätzungen der UNO gehen schon seit den 1980er-Jahren davon aus, dass weltweit über 100 Millionen Menschen außerhalb ihres Geburtslandes leben (vgl. PRIES 1997: 15), intranationale Migrationsprozesse nicht eingerechnet. Aktuelle Statistiken schätzen die Migrationszahlen mittlerweile wesentlich höher: 2015 migrierten beispielsweise etwa 244 Millionen Menschen über Ländergrenzen hinweg – das entspricht rund 3,3% der Weltbevölkerung. Die Zahlen hinsichtlich von Migrationsbewegungen innerhalb des eigenen Herkunftslandes sind wesentlich höher: Schätzungen liegen hier bei rund 740 Millionen Menschen weltweit. (vgl. INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION 2017: 13) Europa hat in der globalen Migration insofern einen besonderen Stellenwert, da es nach der süd-nordamerikanischen Migration die zweithöchste innerkontinentale Migrationsrate aufweist (vgl. INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION 2017: 67) – rund 16 Millionen EuropäerInnen lebten 2016 in einem Land, dessen Staatsbürgerschaft sie nicht aufwiesen. Dieser hohe Grad intraregionaler Migration ist vor allem durch die gesetzlichen Grundlagen der EU ermöglicht worden: Das Prinzip der Freizügigkeit erlaubt es rund 400 Millionen BürgerInnen des Schengenraums etwa, internationale Grenzen ohne reguläre Grenzkontrollen zu überqueren. (vgl. INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION 2017: 72)

Betrachtet man nun die Migrationsstatistik in Südost- und Osteuropa, wird deutlich, dass die meisten dieser Staaten einen negativen Wanderungssaldo aufweisen und somit eher Emigrations- als Immigrationsstaaten darstellen. Im Vergleich mit anderen Subregionen Europas kommt der Emigration hier eine Schlüsselposition in der Bevölkerungsentwicklung zu: Bis 2050 wird die Bevölkerungszahl in manchen südost- und vor allem osteuropäischen Staaten signifikant schrumpfen. Die hohen Emigrationszahlen sind vor allem auf die steigende Migration von Ost- nach

Westeuropa zurückzuführen – vor allem seit der EU-Osterweiterung 2004 und 2007 stiegen die Zahlen an. (vgl. INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION 2017: 73)

Was aber als Migration definiert wird, muss aufgrund der Komplexität der Thematik genauer betrachtet werden. Folgt man den Aussagen des Migrationsberichts der INTERNATIONALEN ORGANISATION FÜR MIGRATION, ist Migration vor allem ein

„phenomenon that touches on a multiplicity of economic, social and security aspects affecting our daily lives in an increasingly interconnected world. Migration is a term that encompasses a wide variety of movements and situations involving people of all walks of life and backgrounds. [It] is intertwined with geopolitics, trade and cultural exchange“ (INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION 2017: 1)

Aufgrund dieser Vielzahl von Aspekten, die in Migrationsprozesse einwirken, gibt es keine universell akzeptierte Definition: Vor allem in der globalisierten Welt ist Migration kein unidirektionaler, irreversibler Prozess mehr, bei dem von einem Wohnort an einen anderen gewechselt wird, ohne jegliche Verbindungen zum Herkunftsort aufrecht zu erhalten. Beeinflusst wird die Definition weiters von anderen Aspekten wie Geburts- und Wohnort, Ursache der Migration oder Aufenthaltsdauer. Diese Themen miteinzubeziehen ist notwendig, um Effekte der Migration im großen Rahmen zu quantifizieren und zu analysieren. Aufgrund der Vielfalt der Lebensentwürfe und der Unvorhersehbarkeit zukünftiger Entwicklungen in einer sich immer schneller entwickelnden Zeit kann die Definition von Migration daher breiter oder enger gefasst werden. Die breitest gefasste Definition bietet die UNITED NATIONS RECOMMENDATIONS ON STATISTICS OF INTERNATIONAL MIGRATION von 1998: Sie definiert internationale MigrantInnen als „any person who changes his or her country of usual residence“ (vgl. INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION 2017: 299), wobei *usual residence* als jener Ort definiert wird, an dem für gewöhnlich die tägliche Ruhe- oder Schlafenszeit verbracht wird. UrlauberInnen, Pilgernde, Berufsreisende oder Menschen, die medizinische Behandlung im Ausland beanspruchen und die nur für kürzere Perioden Zeit im Ausland verbringe, dabei aber nicht ihren grundlegenden Wohnort verändern, zählen demnach nicht in die Statistik, wobei dennoch zwischen *short-term migrants* und *long-term migrants* unterschieden wird. Wer seinen Wohnort für weniger als ein Jahr, aber mehr als drei Monate verändert, ist der Definition nach der ersten Gruppe zuzurechnen. (vgl. INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION 2017: 299) Dieser Definition soll auch in der vorliegenden Arbeit gefolgt werden.

Dennoch soll nicht unerwähnt bleiben, dass die jüngere Migrationsforschung die Frage stellt, inwieweit Migration an das Überqueren der Grenzen von Nationalstaaten gebunden sein soll – der Nationalstaat als Bezugsgröße wird zunehmend hinterfragt. In den folgenden Kapiteln wird dieser „methodische Nationalismus“ ebenfalls diskutiert. HEPP, BOZDAG und SUNA bezeichnen Migration aus ebenjenem Grund als „alltagsweltlich relevante, großräumige Verlagerung des Lebensmittelpunkts durch lokale Mobilität“ (HEPP et al. 2011: 27). Durch diese Formulierung fällt der Aspekt des Konzepts des Nationalstaats als konstitutive Notwendigkeit für Migration weg, was eine weitläufigere Definition erlaubt, die bei der Vielfältigkeit an Lebensentwürfen und der Veränderbarkeit nationalstaatlicher Grenzen – historisch sind diese Grenzveränderungen im Herkunftsgebiet der in dieser Diplomarbeit interviewten Personen stark gegeben – notwendig und sinnvoll erscheint.

Der Schlüssel für ein „effektives und umfassendes Migrationsmanagement“ (<https://austria.iom.int/de/integration-0>) ist laut der INTERNATIONALEN ORGANISATION FÜR MIGRATION Integration, die für ein gutes Zusammenleben erforderlich ist. Im Gegensatz zur allgemeingesellschaftlich vorherrschenden Definition dieser als vollständige Anpassung der MigrantInnen an die Mehrheitsgesellschaft – also als Akkulturation oder Assimilation (siehe auch Kapitel 2.1.5) –, ist Integration vielmehr definiert als ein

„wechselseitiger Prozess der gegenseitigen Anpassung zwischen Migrant/innen und Aufnahmegemeinschaften, bei dem Migrant/innen in das soziale, wirtschaftliche, kulturelle und politische Leben der aufnehmenden Gemeinschaft einbezogen werden. (...) Integration ist ein bereichsübergreifendes und sektorübergreifendes Thema, das politische Bereiche betrifft, die sich auf die wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen, kulturellen und bürgerlichen Aspekte des Lebens von Migrant/innen und ihrer Gemeinschaften beziehen.“ (<https://austria.iom.int/de/integration-0>)

Erfolgreiche Integration erfordert also nicht nur ein Handeln von Seiten der MigrantInnen, sondern vielmehr auch ein ineinandergreifendes Agieren mehrerer Bereiche des täglichen Lebens durch die Mitglieder der Gemeinschaft des Ziellandes. Nur so kann eine multikulturelle Bevölkerung entstehen, die nicht nur neben- sondern auch miteinander lebt und in der die Aufnahmegemeinschaft die positiven Beiträge von MigrantInnen erkennt. Wie im folgenden Kapitel angesprochen, wird von MigrantInnen aber oft ein Ablösen von der Herkunftskultur zugunsten einer Anpassung an die Kultur des Ankunftslandes verlangt. Dies entspricht aber nur selten der Lebensrealität von

MigrantInnen: Die Bindungen zwischen jenen, die migrieren und jenen, die in den Herkunftsländern zurückbleiben, sind vielmehr wichtiger Aspekt von Migration. Wer über verschiedenste (alltagsweltliche) Praktiken über die Grenzen souveräner Staaten hinweg mit seinem Herkunftsland in Kontakt bleibt und damit in multiplen Räumen verortet ist – sich also auch selbst als Mitglied zweier oder mehrerer Gesellschaften versteht –, kann als translokaleR MigrantIn bezeichnet werden. Der Blickwinkel der Transnationalität konzentriert sich, wie im nächsten Kapitel ausführlich erläutert wird, auf eine grenzüberschreitende Sicht auf die Migration, die jegliche (Inter-)Aktivitäten sowohl der Migrierenden als auch jener Menschen, die im Herkunftsland verbleiben, genauer beleuchtet. Diese translokalen Praktiken können auf mehrere Aspekte des Lebens konzentriert sein, die in späteren Kapiteln diskutiert werden.

2.1.1. Migration und Migrationsforschung: Entwicklung zur Translokalität

Die Zunahme weltweiter Migrationsprozesse ist alleine schon aufgrund steigender Bevölkerungszahlen erklärbar; hinzu kommen veränderte Lebensbedingungen und die verringerte Nutzbarkeit von Wohnorten aufgrund gewalttätiger Auseinandersetzungen einerseits und des anthropogen verursachten Klimawandels andererseits. Die weiter oben angesprochene qualitative Veränderung dieser Prozesse ist aufgrund der relativen örtlichen Kleinräumigkeit des translokalen Raumes des Untersuchungsgebiets nicht relevant. Dass sich aber die Voraussetzungen, Formen und Folgen internationaler Migration auch in ihrer Qualität verändern, soll an dieser Stelle erläutert werden.

Migration, die heute stattfindet, findet laut L. PRIES immer im Rahmen eines „tiefgreifenden wirtschaftlichen, kulturellen, politischen und sozialen Globalisierungsprozesses und einer massiven Ausbreitung neuer Transport- und Kommunikationstechnologien statt“ (PRIES 1997: 16). Da viele klassische Ansätze der Migrationsforschung sich aber nur auf die Gründe und Formen der Wanderungsbewegungen beziehen und sich diesen aus einer problemorientierten statt positiv betrachteten Perspektive annähern – lang stand im Mittelpunkt migrationssoziologischer Studien nur die Frage „Warum beginnen Menschen zu wandern und welche Probleme ergeben sich dadurch für MigrantInnen sowie die Bevölkerung des Ziellandes?“ (vgl. PRIES 1997: 30) –, sind diese in einer globalisierten Welt nicht mehr haltbar. Klassische Forschungslinien wie die *neoklassische*

Theorietradition oder der *rational-choice-approach* gehen davon aus, Menschen würden im (theoretischen) Fall ausreichender Informationen aufgrund ökonomischer (im Fall der neoklassischen Theorietradition), sowie sozialer und psychischer (*rational-choice-approach*) Faktoren Nutzen-Kosten-Rechnungen aufstellen, die ihre Migrationsentscheidungen treffen. In der Alltagspraxis haben sich diese Modelle weder für (potentielle) MigrantInnen noch für Forschende als sinnvoll nutzbar erwiesen, weil sie die Vielfalt möglicher Nutzungsarten, Kalküle und Eintrittswahrscheinlichkeiten niemals erfassen können. Der *Verhaltens-* oder *interpretative Ansatz* verzichtet auf die Annahme vollständiger Rationalität: Migrationsentscheidungen können insofern nicht auf ausreichendem Wissen basieren, als dass längerfristige Nutzen- und Wahrscheinlichkeitsabwägungen nur schwer möglich sind; Migrationsentscheidungen werden hier daher eher auf der Basis *kognitiver Landkarten* getroffen – diesen liegen kollektive, iterative und interpretative Handlungsprozesse zugrunde. (vgl. PRIES 1997: 30ff.) In der *sozialwissenschaftlichen Arbeitsmarktforschung* hingegen wird der Schwerpunkt auf die Mobilität von Arbeitskräften gelegt. Ausgangspunkt ist die Segmentierung des Arbeitsmarktes, der die Mobilität in hochindustrialisierten Ländern dadurch einschränkt, dass sich ein primärer (relativ geschützter, mit formal-regulierten Beschäftigungsbedingungen) und ein sekundärer Arbeitsmarkt (Beschäftigte befinden sich in einer wirtschaftlich prekären Lage, instabiler) gegenüberstehen. Diese Segmentierung findet sich in ähnlicher Art auch in den weniger industrialisierten Ländern – das Fehlen eines Arbeitsmarktgleichgewichts in beiden Segmenten kann durch die als befristet geplante Anziehung und Aufnahme von MigrantInnen teilweise ausgeglichen werden. Abschließend angesprochen werden sollen auch Theorien wie die polit-ökonomisch orientierte *Weltsystemtheorie*: Hier wird davon ausgegangen, dass sich Migration parallel zum zunehmenden Kapitalismus und damit einhergehenden Kapital- und Güterströmen entwickelt: MigrantInnen dienen hier quasi als „Konjunkturpuffer“, die vor allem in hochurbanisierten Regionen in hoher Dichte leben. (vgl. PRIES 1997: 31ff.)

Deutlich wird in all diesen Theorien, dass Migration hier sehr kurz gedacht wird: Untersucht wird sie vor allem in Hinblick auf Voraussetzungen und Folgen, Migrationsprozesse scheinen relativ einheitlich abzulaufen. Herkunfts- und Zielregionen werden als „Containerräume“ verstanden, zwischen denen MigrantInnen aufgrund verschiedener Push- und Pullfaktoren wechseln. Seit den 1980er-Jahren verändern sich diese Annahmen jedoch: Die Fragestellung verschiebt und erweitert

sich, Migration wird als neue soziale Lebenswirklichkeit für eine stetig anwachsende Zahl von Menschen gedacht.

Die lang dominierenden Formen *internationaler* Migration im Sinne eines Wohnortwechsels, der unidirektional und unumkehrbar gedacht wird, werden zugunsten einer Form von *translokaler* Migration aufgegeben oder zumindest um diese ergänzt. Definiert wird die translokale Migration dadurch, dass sich

„die Lebenspraxis und die Lebensprojekte der ‚Transmigranten‘, also ihre ‚sozialen Räume‘, zwischen verschiedenen Wohnorten bzw. ‚geographischen Räumen‘ aufspannen. Die qualitativen Veränderungen von Voraussetzungen und Formen grenzüberschreitender Migrationsprozesse haben weitreichende Folgen etwa für die Prozesse der sozialen Integration und Identitätsentwicklung der Migranten, [sowie] für die staatlichen Politiken der Herkunfts- und Ankunftsländer [...]“. (PRIES 1997: 16)

Um diese neue Definition auch argumentieren zu können, muss der Hintergrund der Verschachtelung von sozialem und geographischem Raum angesprochen werden: Diese wurden lang als gekoppelt betrachtet – als Beispiel nennt PRIES die Vergrößerung des menschlichen Aktionsradius durch technische Errungenschaften wie die Erfindung der Dampflok oder später der elektronischen Informationsvermittlung: beide Technologien ermöglichten ein Ausdehnen menschlicher Interaktionsverflechtungen auf größeren Raum ermöglichten. Die Verschachtelung der beiden Typen von Raum wurde aber lange nicht weitergehend untersucht. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts entstand ein qualitativer Umbruch hin zur „Entkoppelung von geographischem und sozialem Raum“ (PRIES 1997: 18), der zur „Emergenz von transnationalen sozialen Räumen führt bzw. beiträgt“ (PRIES 1997: 18), die in Kapitel 2.1.4. noch genauer erläutert werden.

Wegen eben jener sozialen Räume, in der Migration zwangsläufig stattfindet, ist sie fast immer auch verbunden mit einem Aufeinandertreffen unterschiedlicher Lebensentwürfe: Auch wenn sich Herkunfts- und Zielgesellschaft nur marginal unterscheiden, wird durch die Identifikationsstrukturen, die das nationalstaatliche System mit sich bringt, von MigrantInnen einerseits verlangt, sich vollständig an die Kultur des Ziellandes anzupassen, die eigene Herkunft zumindest öffentlich nicht sichtbar zu machen – praktisch umgesetzt wird dies etwa durch Einschränkungen des Sprachgebrauchs oder des Tragens religiös konnotierter Kopfbedeckungen – und die Verbindungen zum Herkunftsland abubrechen, andererseits werden MigrantInnen

selbst bei Spracherwerb und Erwerbstätigkeit zumindest von Teilen der Bevölkerung des Ziellandes auch in zweiter (und dritter) Generation nicht als vollwertige BürgerInnen der Mehrheitsgesellschaft anerkannt. Bleiben MigrantInnen aber vollständig in der Kultur ihres Herkunftslandes, während sie sich geographisch nicht mehr in ebenjenem Raum befinden, ergeben sich dadurch ebenfalls Schwierigkeiten in Bezug auf die wahrgenommene Integration und damit entstehende soziale Spannungen in den Zielländern. Strikte Theorien der Assimilation und Akkulturation von MigrantInnen in die Immigrationskultur waren daher ebenso wenig haltbar wie jene des kulturellen Pluralismus, in dem voneinander getrennte Kulturen an gleichen Wohnorten unveränderlich koexistieren (siehe Kapitel 2.1.3., „Assimilation und kultureller Pluralismus“). Deshalb muss immer dann, wenn von „internationaler Migration“ gesprochen wird, auch von „grenzübergreifenden Verbindungen“ gesprochen werden – ein wichtiger Aspekt von Migration sind jene Praktiken, die Einwanderungs- und Auswanderungsland auf verschiedenste Arten miteinander verbinden und die in weiterer Folge als translokale Praktiken bezeichnet werden (siehe Kapitel 2.1.5.).

Weil neben den eben diskutierten Begrifflichkeiten auch Begriffe wie Integration und Inklusion in politischen Debatten mobilisiert werden und diese weniger auf das Empfinden von MigrantInnen eingehen, gibt es auch Bestrebungen, Begriffe wie *belonging* („hingehören, dazugehören“) zu etablieren – dieser umfasst relativ breit gefächert viele Aspekte innerhalb der (Human-)geographie, denn „belonging connects matter to place“ (MEE, WRIGHT 2009: 772). *Belonging* kann sowohl formelle als auch informelle Aspekte der Migration umfassen, weil der Begriff des *Dazugehörens* an sich schon mehrere Aspekte impliziert: „it is clearly possible to belong in many different ways at many different scales“ (MEE, WRIGHT 2009: 772). Wird über *belonging* gesprochen, werden Aspekte der Staatsbürgerschaft und -zugehörigkeit auf formeller und informeller Ebene im Sinne einer Identitätsbildung ebenso diskutiert wie Inklusion und Exklusion: *dazugehören* im Sinne einer gelebten Alltagspraxis, die Mitgliedern der Migrationsgesellschaft eine gleichwertige Teilhabe an der Gesellschaft des Ziellandes ermöglicht, erleichtert oder erschwert. (vgl. MEE, WRIGHT 2009: 772) Im Englischen beschreibt die Phrase „a sense of belonging“, das Gefühl der Zugehörigkeit, ebenjene Aussage, die im Gespräch mit Menschen mit Migrationshintergrund immer wieder fällt – „man gehört nirgends richtig dazu“. Der Begriff bezieht sich damit – ebenso wie jener

der Translokalität oder Transnationalität – auf mehr als nur einen Ausschnitt jener Themen, die Migrationsprozesse für migrierte Menschen mit sich bringen.

Ein transnationaler Blick auf Migration geht also „über einen einseitigen Bezug auf Immigrationsländer oder Emigrationsländer hinaus“ (FAIST et al. 2013: 11f.), addiert aber auch nicht nur die Erfahrungen von MigrantInnen im Einwanderungsland und deren Verbindungen zu den Herkunftsorten, sondern stellt „deren potentiell multiple Verortung (multi-sitedness)“ (FAIST et al. 2013: 12) in den Mittelpunkt der Forschung. GREINER und SAKDAPOLRAK verweisen dahingehend vor allem auf die Notwendigkeit einer translokalen Perspektive als „a descriptive tool“ (GREINER, SAKDAPOLRAK 2013: 375), weil dadurch die breit gefächerte Lebensrealität translokaler MigrantInnen erfasst werden könne:

“the world is constituted through processes that transgress boundaries on different scales, which results in the production and reproduction of spatial differences. A translocal perspective enables research into these processes in a more open and less linear way and captures the diverse and contradictory effects of interconnectedness between places, institutions and actors” (GREINER, SAKDAPOLRAK 2013: 375)

Auch FAIST, FAUSER und REISENAUER betonen, dass Migration kein unwiderruflicher, einer Einbahnstraße gleichender Prozess ist, sondern durch Mobilität in mehrere Richtungen und kontinuierliches Erleben der oben bereits angesprochenen translokalen Praktiken geprägt ist. Um diese Tendenzen auch empirisch zu zeigen und den ungefähren Prozentsatz jener MigrantInnen zu ermitteln, die als translokal bezeichnet werden können, wurden in den 1990er-Jahren, lang bevor die Forschung zu translokalen Migrationsprozessen auch in Europa immanent wurde, in den USA Studien mit MigrantInnengruppen aus Lateinamerika durchgeführt: Hierbei ließ sich beobachten, dass Kontakte zu Herkunftsländern und -gemeinschaften nicht abbrechen, sondern Bindungen zu Angehörigen einerseits aufrechterhalten werden, andererseits neue Bindungen sowohl im Herkunfts- als auch im Zielland etabliert werden. Nur eine Minderheit der Befragten hält allerdings „intensive transnationale politische, kulturelle und wirtschaftliche Bindungen“ (FAIST et al. 2013: 17) aufrecht. In Deutschland lassen sich allein aufgrund der Daten zu regelmäßigen Remissen, also finanzieller Transaktionen zwischen Herkunfts- und Zielregion, die dem deutschen sozio-ökonomischen Panel entnommen wurden, etwa zehn bis dreißig Prozent aller MigrantInnen als transnational definieren (vgl. FAIST et al. 2013: 17). Wie bereits

angesprochen, geht die transnationale Vernetzung aber über eine rein finanzielle (Ver-)Bindung hinaus. Durch diese Perspektive auf Migration wird gezeigt, dass „Menschen, soziale Gruppen, Netzwerke, Gemeinschaften und Organisationen häufig über die Grenzen souveräner Staaten hinweg agieren“ (FAIST et al. 2013: 12).

Die Bedeutung des Nationalstaats, der für das Verständnis von transnationaler Migration notwendig ist, besprechen GLICK SCHILLER, BASCH und SZANTON BLANC 1997: Das sozial und historisch gewachsene Konstrukt des Nationalstaats ist ein relativ junges Phänomen, das laut den Autorinnen untrennbar mit der Entwicklung des Kapitalismus verbunden ist und ohne diesen nicht von so großer Bedeutung wäre. Sie betonen, dass die Rolle von MigrantInnen in heutigen Gesellschaften ohne diese politischen Prozesse eine andere – bessere – sein könnte. Nationalstaaten entstanden zum Nutzen dominanter Klassen und Schichten, die ihre Macht aufrechterhalten und sich gegenüber anderen (entstehenden Staaten) abgrenzen wollten – dies geschah über das eben erwähnte historische Narrativ, das Schaffen „kollektiver Erinnerungen“, die eine Mythenbildung erlaubten. Dies führte schließlich zu Entwicklungen, die Nationalstaaten entstehen ließen und MigrantInnen in diesen eine klare Rolle zuteilte. Jeder Nationalstaat ist somit bedingt durch eine sekludierte Gruppe, die von Nicht-Mitgliedern klare Handlungen erwartet (vgl. GLICK SCHILLER et al. 1997: 124):

„people defined by their residence in a common territory, their undivided loyalty to a common government, and their shared cultural heritage. In the past immigrants were forced to abandon, forget or deny their ties to home and in subsequent generations memories of transnational connections were erased.“ (GLICK SCHILLER et al. 1997: 124)

Historisch lassen sich transnationale Praktiken schon seit Anbeginn der Migration beobachten – Diasporagesellschaften halten in verschiedenen Ausprägungen und Formen Netzwerke durch Verbindungen zur Herkunftsgesellschaft aufrecht; bedeutend ist vor allem das Aufrechterhalten sozialer Bindungen mittels verschiedener, sich mit der menschlichen Entwicklung verändernder Mittel der Kommunikation, aber auch mittels Remissen, also finanziellen oder materiellen (Rück-)Sendungen. Diese Verbindungen wurden und werden aber aufgrund eines hohen Nationalbewusstseins der nicht-migrierten Bevölkerung teilweise kritisch betrachtet: „uniformly defined as unacceptable was a migration in which immigrants settled permanently in their new country while maintaining ties to countries they still saw as homelands“ (GLICK SCHILLER 1997: 125). Dieser Blickwinkel beruht unter anderem auf

Studien aus dem ersten Weltkrieg, die wegen der „home ties and political engagements of [a] large number of immigrants from Europe“ (GLICK SCHILLER et al. 1997: 125) Fragen bezüglich deren Loyalität und Zugehörigkeitsgefühl den USA gegenüber aufwarf. Diese Einstellung ist – auch außerhalb der USA – nicht nur von Gesellschaften, sondern auch Regierungen bis heute anerkannt und wird auch rechtlich durchgesetzt: Dass MigrantInnen unterschiedlicher Generationen die emotionale, teils als gleichwertig empfundene Zugehörigkeit sowohl zum Herkunfts- als auch zum aktuellen Wohnort abgesprochen wird, wird in Österreich etwa durch den gesetzlich geregelten Grundsatz der Vermeidung mehrfacher Staatsangehörigkeit (der sogenannten „Doppelstaatsbürgerschaft“) deutlich. (vgl. BMEIA 2020) Dies fordert eine Entscheidung, die eigene „Loyalität“ nur einem Nationalstaat zuzusprechen, womit unter anderem auch das Wahlrecht einhergeht. Dies erschwert es MigrantInnen, ihre Translokalität im Sinne politischer Praktiken auch auszuleben (siehe Kapitel 2.1.5).

2.1.2. Die Rolle der Globalisierung

Im Zeitalter der Globalisierung wird Migration im Leben von immer mehr Menschen zu einem konstituierenden Element: Man lebt – zeitweise auch parallel – an mehreren Orten, oder migriert im Laufe des Lebens innerhalb einzelner Staaten und grenzübergreifend. Durch das Aufbauen von Beziehungen in und zwischen den Wohn- oder Lebensorten und die Vernetzung dieser durch alltägliche Lebenspraktiken, die in den folgenden Kapiteln genauer ausgeführt werden sollen, nimmt die Verbundenheit mit und Einbettung in verschiedene Orte zu und wird prägend für Lebenserfahrungen. (vgl. PORST, SAKDAPOLRAK 2017: 111)

Obwohl Migration wie bereits angesprochen immer schon auch einen translokalen Aspekt mit sich brachte, haben sich durch technische Entwicklungen auch migrantische Kommunikationsstrukturen und Praktiken translokalen Lebens verändert. Im Gegensatz zu historischen Migrationsprozessen sind heutige Migrationsprozesse immer durch den Kontext der Globalisierung geprägt, welche sich in familiären, soziokulturellen, politischen und wirtschaftlichen Lebensbereichen sichtbar macht. GLICK SCHILLER, BASCH und SZANTON BLANC führen diese Entwicklungen vor allem auf eine Veränderung in der Verteilung des globalen Kapitals zurück: Dessen Restrukturierung und Rekonfigurierung habe sich signifikant sowohl auf internationale

Migrationsprozesse als auch auf das ebenfalls bereits erläuterte *nation-state building* ausgewirkt. Die veränderten Kapitalströme würden Kontexte schaffen, in denen sowohl MigrantInnen erster als auch folgender Generationen ihre translokalen Verbindungen aufrechterhalten, aber auch neu schaffen könnten. (vgl. GLICK SCHILLER et al. 1997: 125) Migration findet somit „in einer Welt statt, in der Zeit und Raum komprimiert sind“ (FAIST et al. 2013: 18), die Entwicklung ist wesentlich intensiver als das noch vor hundert Jahren der Fall war.

Die veränderten Bedingungen im Kommunikationsbereich sowie im Bereich technischer Entwicklungen verändern zwar die Dichte, Quantität und gegebenenfalls auch Qualität transnationaler Verbindungen von MigrantInnen, wichtig ist aber zu betonen, dass die Tendenz, diese Beziehungen aufzubauen und aufrechtzuerhalten, durch die technologischen Entwicklungen zwar sicherlich erleichtert, aber nicht zwangsläufig auch verstärkt wird (vgl. GLICK SCHILLER et al. 1997: 126). Transnationalität bleibt so eine individuelle Entscheidung des oder der jeweiligen Migranten/MigrantIn selbst: Wie intensiv die Bindung an das Herkunftsland gehalten wird, kann daher nicht verallgemeinert werden. Transnationalismus entsteht somit nicht nur aus der technischen Möglichkeit heraus, sondern ist vielmehr eine Antwort darauf, dass eine vollständige Anpassung an die Kultur des Ziellandes entweder nicht möglich oder nicht erstrebenswert scheint.

GLICK SCHILLER, BASCH und SZANTON BLANC sprechen in ihrem 1997 erschienenen Beitrag als Möglichkeiten vereinfachter Bindungserhaltung Flugzeuge, Telefon, Faxgeräte und auch das Internet an: Aus heutiger Perspektive haben sich die schon damals abzeichnenden Tendenzen zusätzlich verstärkt. Flugreisen sind – vor allem für Kurzstrecken innerhalb Europas – im Gegensatz zu den späten 1990er-Jahren für die breite Masse der Bevölkerung leistbar, das Internet durch Smartphones nahezu ubiquitär und auch in weniger entwickelten Regionen weitgehend verfügbar, die Qualität der Telekommunikation und die Geschwindigkeit der Entwicklungen steigen weiter. Inwiefern sich diese neuen Möglichkeiten aber auch auf die Qualität der (vor allem sozialen) Bindungen auswirkt, wird (zumindest in Ansätzen) in den Analysen der Interviews in Kapitel 5 angesprochen.

2.1.3. Assimilation und Akkulturation oder kultureller Pluralismus

Trotz der weitläufigen Möglichkeiten, wie Migration aussehen kann – man denke nur an kurz- und langfristige Migration oder Kreis- und Rückmigration – wird sie dennoch oft immer noch als unidirektionaler, linearer und irreversibler Prozess verstanden, an dessen Ende eine Assimilation und Akkulturation von MigrantInnen an die Ankunftsgesellschaft steht. Die Vielfältigkeit migrantischer Lebensentwürfe verunmöglicht aber vielmehr die Annahme, alle Migrationsprozesse seien gleichwertig und würden unveränderbar in Assimilation enden. Wichtig ist zu betonen, dass Assimilation und Akkulturation – die oft fälschlicherweise mit Integration verwechselt oder als Integration bezeichnet werden – erstens in Wechselwirkung miteinander stehen und zweitens Migration nicht nur eine Anpassung von MigrantInnen an eine unveränderbare Ankunftskultur bedeutet, sondern die Aufnahme von MigrantInnen immer auch eine Anpassung der Bevölkerung der Aufnahmegesellschaft bedeutet. (vgl. HEPP et al. 2011: 27)

Gerade für ethnische Minderheiten spielt die Kultur des Herkunftslandes eine Schlüsselrolle in Bezug auf die eigene Identität und bietet auch einen Rückzugsraum, in dem keine oder nur wenig Diskriminierung vorherrscht. Gerade weil MigrantInnen im Ankunftsland oft ihre Fähigkeiten und Kenntnisse nicht wie gewohnt einsetzen können – etwa weil Bildungsabschlüsse nicht anerkannt werden oder sprachliche Barrieren vorherrschen –, trägt das Erhalten der eigenen Kultur zu einem Erhalten des eigenen Selbstbewusstseins bei. Wird zusätzlich auch politisch gegen die jeweilige Kultur und Religion gearbeitet, kommt es häufig zu einer Bildung von Minderheitengruppen und *ethnic communities*, die sich auch räumlich zusammenfinden. In vorwiegend von MigrantInnen bewohnten Nachbarschaften werden sowohl private als auch öffentliche Räume beansprucht und genutzt – was manche Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft als Bestätigung ihrer Ängste vor einer „fremden Übernahme“ sehen. Die Konzentration der MigrantInnen auf ihre jeweilige Sprache und Kultur wird ebenfalls als Unfähig- oder Unwilligkeit gesehen, sich an die Mehrheitsgesellschaft anzugleichen (vgl. CASTLES et al. 2014: 63f.), als Ziel wird die Assimilation oder Akkulturation gesehen – also das Angleichen der MigrantInnen an die Mehrheitsgesellschaft unter Aufgabe der eigenen Kulturgüter. In weiterer Folge führt dieser von der Mehrheitsgesellschaft oft erwartete Prozess zu einem Einschmelzen der MigrantInnen in die Gesellschaft und Kultur des Ankunftslandes, die

Verbindung zur beziehungsweise das Ausleben der eigenen Herkunft besteht nicht mehr.

Ein Gegenstück zur Annahme, dass Akkulturation von MigrantInnen am Ende von Migrationsprozessen steht, bietet der kulturelle Pluralismus: Hier wird die kulturelle Diversität akzeptiert, die durch religiöse, sprachliche und ethnische Gruppenzugehörigkeiten, die in Lebensräumen aufeinandertreffen, entsteht. Die Potentiale des Zusammenlebens verschiedener Kulturen werden hier anerkannt und es wird versucht, neben der Mehrheitskultur auch die Identitäts- und Anerkennungsansprüche von Minderheiten zu betrachten. Damit ein kultureller Pluralismus gelebt werden kann, müssen politische Grundlagen geschaffen werden, die diese auch ermöglichen und sowohl nationale Minderheiten als auch zugewanderte Gruppen berücksichtigen. Für MigrantInnen heißt das zum einen zwar, die Herkunftskultur nicht ablegen zu müssen, sondern die Verbindungen zum Herkunftsland und deren Ausdruck im Sinne einer Identitätsfindung aufrecht erhalten zu können, zum anderen können aber Konflikte entstehen, wenn sich diese zu sehr von den Werten und Normen der Ankunftsgesellschaft unterscheidet. Dazu ist aber zu erwähnen, dass Konflikte im Zusammenleben vieler verschiedener (ethnischer) Gruppen nicht immer in kulturellen Differenzen begründet sind, sondern auch in sozio-ökonomischen Unterschieden. Daher muss zumindest in gewissem Maße eine Annahme der Kultur des Ankunftslandes – etwa in Bezug auf die Sprache – vorausgesetzt sein.

Ein Gegenkonzept zu den Theorien der Assimilation und Akkulturation sowie der Theorie des kulturellen Pluralismus bildet daher die Idee des Translokalismus: Im Gegensatz zur Assimilation wird in den Lebenswelten und Lebensentwürfen transnationaler MigrantInnen die eigene Herkunftskultur nicht zugunsten der Kultur des Immigrationslandes aufgegeben und diese an ihrer statt angenommen – die eigene, bisherige Identität wird nicht aufgegeben. Auch Konzepte des kulturellen Pluralismus werden von VertreterInnen des Translokalismus als nicht hinreichend angesehen, weil diese insofern zu kurz greifen, als dass sie ethnische Identitäten als unveränderlich betrachten. (vgl. FAIST et al. 2013: 23) Diesen beiden Theorien wird mit dem Translokalismus also ein Konzept entgegengestellt, dass sich entfernt von der Annahme, Migrationsprozesse müssten in Hinblick auf die Kultur des Herkunftslandes immer am einen oder anderen Ende einer Skala enden; vielmehr geht es darum, dass

MigrantInnen durch das Leben translokaler Praktiken eben nicht eine Entweder-Oder-Entscheidung treffen, sondern in und zwischen beiden Kulturen eine individuell ausgelebte Intensität der Verbindung wählen können.

Auch wenn der Fokus dieser Diplomarbeit nicht auf Identitätsentwicklung und Zugehörigkeitsgefühlen von Menschen mit Migrationshintergrund liegt, so sind diese beiden Themen doch prägend und sollen deshalb kurz angesprochen werden – auch in Hinblick auf die Unterschiede, die sich hierbei zwischen den untersuchten Migrationsgenerationen ergeben (können). Besonders für die zweite Generation – also Menschen, die bereits in Österreich geboren wurden oder nicht im Herkunftsland sozialisiert wurden – ist die Frage nach der Zugehörigkeit vor allem in der Adoleszenz eine entscheidende in der Bezugnahme auf soziale Gruppen. Damit wirkt sich diese Fragestellung bedeutend auf die gesellschaftliche Integration Heranwachsender aus – nicht nur im Sinne eines Integrationsprozesses im Kontext der Migration, sondern auch eines Integrationsprozesses im Sinne eines Hineinwachsens in die Gesellschaft Erwachsener. Wird Jugendlichen hier eine Zugehörigkeit zu einer der beiden (nationalstaatlichen) Welten, denen sie unvermeidlich angehören, abgesprochen, kann sich das auf die Entwicklung persönlicher Ressourcen in Hinblick auf die eigene Wirkungsmacht und Handlungsfähigkeit auswirken. Während der Prozess der Identitätsbildung auch bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund wirksam wird, so kommen bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund zusätzliche Aspekte zum Tragen, weil bei ihnen weitere Zugehörigkeitskontexte relevant werden: Dazu gehören „nationalstaatliche gefasste Gesellschaften, internationale und globale Orientierungen ebenso wie lokale und regionale Bezugspunkte, der familiäre Herkunftskontext“ (RIEGEL, GEISEN 2010: 7) sowie weitere institutionelle und informelle Kontexte im lokalen, globalisierten und virtuellen Raum. Sie alle sind bedeutsam für vielfältige Identifikationen ebenso wie für subjektive Selbstverortungen, die auch in die Lebensrealitäten von Jugendlichen mit Migrationshintergrund einwirken. Wichtig zu betonen ist auch, dass Zugehörigkeitsmerkmale (im Sinne eines *sense of belonging*) keine festen und damit unveränderlichen Größen sind, sondern immer neu und individuell ausgehandelt werden, weil sie über soziale Differenzbildung hergestellt werden. In diesen Aushandlungsprozessen geht es aber nicht nur darum, wer zu einer bestimmten Gruppe zugehörig ist oder als zugehörig gilt, sondern auch darum, welche Folgen mit der Zugehörigkeit zur einen oder anderen Gruppe verbunden sind. Diese wiederum wirken sich sowohl auf individuell-biografische, als auch auf sozial-

strukturelle Positionierungen einzelner Personen aus. In diesem Kontext spielt der Migrationshintergrund eine erhebliche Rolle: Wer sich die Frage der Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft nicht stellen muss, für den wird sie als selbstverständlich angesehen, während das Thema vor allem für jene relevant wird, die „als Andere kategorisiert“ (RIEGEL, GEISEN 2010: 8), diesbezüglich entwickelte sich auch der Begriff des *othering* – und damit als nicht-zugehörig anerkannt werden. Ob die Unterschiede zwischen der Gruppe mit Migrationshintergrund und der Gesellschaft des Ziellandes als positiv anerkannt werden, hat großen Einfluss darauf, wie die eigene Rolle wahrgenommen wird. Aspekte der Sichtbarkeit der Unterschiede im Sinne einer positiven Diversität werden in verschiedenen Nationen aber unterschiedlich wahrgenommen. Zur Veranschaulichung seien etwa Nachbarschaften erwähnt, die mehrheitlich von MigrantInnen bewohnt werden – diese werden in Nordamerika als „ethnic“ bezeichnet und umfassen neben dem Wohnraum auch „shops, restaurants, cultural centres, and spiritual meeting places“ (SCHMITT 2010: 94). Im deutschsprachigen Raum werden diese Stadtviertel hingegen nahezu als „Ghettos“ wahrgenommen und die empfundene Abgrenzung der dort lebenden Menschen als ein Unwillen der Integration von Seiten der MigrantInnen interpretiert. Dadurch ergibt sich, dass Jugendliche in multikulturellen Gesellschaften wie Kanada (SCHMITTs Studie untersuchte in Kanada und Deutschland lebende Jugendliche mit Migrationshintergrund) ihre eigene Position innerhalb des nationalen Narratives klarer definieren können und dabei weniger auf die Begrifflichkeiten „insider-outsider“ zurückgreifen, als das in weniger diversen Gesellschaften wie Deutschland der Fall ist. Die Studie von SCHMITT verdeutlicht auch, dass sich kanadische Jugendliche mehr als Teil jener Gesellschaft, in der sie leben, verstehen, als ihr deutsches Gegenstück. Umgekehrt gilt das auch für die jeweiligen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund: Kanadische Adoleszente bezogen sich in den Gesprächen wesentlich seltener auf kulturelle Unterschiede zwischen ihnen und ihren Freunden mit Migrationshintergrund als deutsche Jugendliche. (vgl. SCHMITT 2010: 93f.)

Menschen mit Migrationshintergrund, vor allem Jugendliche, die sich ohnehin in Selbstfindungs- und Identitätsentwicklungsprozessen befinden, werden also oftmals mit Fremdzuschreibungen sowohl der Gesellschaft des Ziellandes als auch des Herkunftslandes sowie der eigenen Diaspora-Gruppe konfrontiert und so zu einer Positionierung gezwungen. (vgl. RIEGEL, GEISEN 2010: 7f.) Daher ist zu betonen, dass der Ansatz der Translokalität auch hier gültig wird, weil er eben keine eigene oder

fremde Zuordnung zu einem bestimmten Raum fordert, sondern vielmehr das Leben zwischen zwei oder mehreren Räumen fokussiert und die damit einhergehenden Lebenssituationen genauer untersucht.

2.1.4. Translokal – Transnational: zu den Begriffen Transnationalisierung, Transnationale Soziale Räume und Transnationalität

Vorstellungen von Migration und MigrantInnen sind oft von Stereotypen geprägt, die erst mit der Etablierung von Nationalstaaten im Lauf des 19. Jahrhunderts entstanden. Diese Ideen nationaler Identität überformten schon damals die Bedeutung lokaler oder regionaler Zugehörigkeiten und entwickelten sich in Richtung einer hierarchischen Einteilung verschiedener Nationalitäten, Migration wurde als „national- und wohlfahrtsstaatliches Problem“ (HEPP et al. 2011: 27) betrachtet. Schon im späten 19. Jahrhundert wurden klare Gesetze bezüglich Zuwanderung und Zugang zum Arbeitsmarkt für MigrantInnen sowie ausgrenzende Sonderregelungen geschaffen, die MigrantInnen – damals vor allem Arbeitswanderer – zu „MigrantInnen auf Zeit“ machten und sie zu Minderheiten degradierten. Als solche wurden sie in den Ankunftsgesellschaften auch diskriminiert. (vgl. HEPP et al. 2011: 28)

Deutlich wird also, dass (erst) die Entstehung der Nationalstaaten und damit verbundene Implikationen ein Machtgefälle zwischen der Bevölkerung der Immigrationsstaaten auf der einen Seite und den MigrantInnen auf der anderen Seite entstehen ließ und lässt, wie auch GLICK SCHILLER, BASCH und SZANTON BLANC (siehe Kapitel 2.1.1) ansprechen.

Die Autorinnen erwähnen weitergehend auch, dass das „Zeitalter des Transnationalismus“, in dem wir uns befinden, immer noch von der Entstehung und Weiterführung von *nation building* Prozessen geprägt ist – und dass Migration in dieser globalisierten Wirtschaft eine komplexe, signifikante Rolle spielt, die aber von der Forschung nur wenig erkannt wird. Dass die fortschreitende Globalisierung immer mehr nationale Institutionen unterpült oder Nationenverbindungen einzelne Entscheidungen beeinflussen, wirkt sich auf die Bevölkerung insofern aus, als dass sich die weiter oben angesprochenen Prozesse nationaler Mythenbildung nicht mehr fortsetzen lassen bzw. nicht aufrechterhalten werden können. Transnationale Migration spielt dann in ebenjenen Nationalstaaten eine Rolle und schafft durch ihre

Existenz einen neuen Raum: Keine der beteiligten Nationen ist zur Gänze fähig, die Komplexität und die von multiplen Zugehörigkeiten geprägte Lebensrealität der MigrantInnen zu begreifen. Die grenzübergreifenden Erfahrungen und Lebensgestaltungen stehen somit nicht nur zwischen, sondern auch über den hegemonialen Institutionen und Beschränkungen der Staaten. (vgl. GLICK SCHILLER et al. 1997: 135f.)

Obwohl also das Konzept der Nationalstaaten ein aus Sicht mancher WissenschaftlerInnen überholtes ist, wird in anderen Publikationen für die Beschreibung translokaler Prozesse und Praktiken weiterhin die Begrifflichkeit *transnational* verwendet – so auch bei FAIST, FAUSER und REISENAUER, die sich dem Begriff in dreierlei Hinsicht nähern, worauf im Weiteren eingegangen wird. Das Wort *transnational* kam im deutschen Sprachraum erstmals in den frühen 1990ern im Rahmen der Migrationsforschung auf, schon damals wurde aber angesprochen, dass die Termini *Staat* und *Nation* nicht notwendigerweise kongruent sind; auch *transstaatlich* oder *translokal* stellen somit in Hinsicht auf die Begrifflichkeiten eine Option dar. Gerade im Untersuchungsgebiet Ex-Jugoslawien, dessen heutige Ländergrenzen historisch betrachtet erst seit Kurzem bestehen und wo immer wieder durch Grenzverschiebungen Staatsgebiete verändert wurden, scheint eine Spezifizierung hier nicht eindeutig möglich. Aufgrund dieser parallelen Begriffsverwendungen und der fehlenden Notwendigkeit, in der untersuchten Fragestellung eine genauere Differenzierung zu treffen, wird in der vorliegenden Arbeit vorrangig der Begrifflichkeit von FAIST, FAUSER und REISENAUER gefolgt und dementsprechend die Bezeichnung *transnational* verwendet: Die untersuchten MigrantInnen leben zwar transnational im Sinne einer nationalstaatliche Grenzen überschreitenden Migration, ihre Lebensrealität – vor allem in Hinblick auf eventuelle Aktivitäten in *hometown associations* und ähnlichen lokalen Gemeinschaften und Netzwerken sind aber als translokal einzuordnen.

FAIST, FAUSER und REISENAUER unterscheiden drei Schlüsselkonzepte, die sie in Bezug auf Migrationsforschung für relevant halten und die drei Aspekte des translokalen Lebens beinhalten: Transnationalisierung, Transnationale Soziale Räume und Transnationalität.

Transnationalisierung beschreibt alle Prozesse und Sequenzen, die grenzüberschreitend passieren, wobei vor allem nichtstaatliche AkteurInnen in den Blick genommen werden – im Gegensatz zur Internationalisierung, die ausschließlich Staaten und deren AkteurInnen umfasst. Auch Globalisierung meint nicht das Gleiche, weil hier vielmehr eine Vogelperspektive auf das „große Ganze“ eingenommen wird und auf die Entstehung eines einzigen, globalen Systems geachtet wird. Der transnationale Ansatz geht aber davon aus, dass erst durch grenzübergreifende Praktiken auch grenzübergreifende Strukturen geschaffen werden können – und diese werden vor allem durch Praktiken von MigrantInnen und NichtmigrantInnen, die in den Herkunftsländern verbleiben, gelebt. Diese Praktiken stehen in einer wechselseitigen Beeinflussung mit den existierenden Strukturen. (vgl. FAIST et al. 2013: 20f.) Durch Transnationalisierung wird also der Rahmen für dauerhafte transnationale Aktionen von AkteurInnen gestellt.

Weil MigrantInnen nicht nur passive Objekte in ihrer Umwelt sind, sondern (soziale) Prozesse aktiv mitgestalten, müssen diese Prozesse genauer untersucht werden. Sie reichen – wie im folgenden Kapitel genauer ausgeführt wird – von wenig bis stark institutionalisierten Bindungen von Einzelpersonen bis zu Netzwerken, immer aber unter der Prämisse, dass die transnationalen Bindungen nicht flüchtige Kontakte zwischen MigrantInnen und relativ immobilen Personen der Ankunfts- und Herkunftsgesellschaft sind, sondern vielmehr dichte und kontinuierliche Bindungen ent- oder bestehen, die gemeinsam sogenannte Transnationale Soziale Räume bilden. Diese Räume sind konstituiert aus

„Kombinationen von Bindungen und deren Inhalten, Positionen in Netzwerken und Organisationen sowie Netzwerken oder Organisationen, die sich in mindestens zwei Nationalstaaten befinden. [...] [Sie] sind dynamische soziale Prozesse und stehen einer statischen Vorstellung von Bindungen und Positionen entgegen“. (FAIST et al. 2013: 24)

Das Element, das also grundlegend für Transnationale Soziale Räume ist, ist die Kontinuität der translokalen Praktiken: Erst durch regelmäßige Kommunikation verknüpfen sich die einzelnen AkteurInnen zu sozialen Strukturen, die zu Praktiken werden können und auf diese einwirken. Transnationale Soziale Räume existieren auf drei Ebenen bzw. in drei Formen, von denen allerdings nicht alle für die Forschungsfrage relevant werden: So können sie in Form Transnationaler

Kleingruppen auftauchen – also als grenzübergreifend organisierte Familien, die als wirtschaftliche Einheit fungieren und in denen die MigrantInnen teilweise zusätzlich zum eigenen Haushalt im Ankunftsland auch einen zweiten Haushalt, eine Art Schattenhaushalt führen. Ressourcen fließen hier in beide Richtungen. Aber auch in Form Transnationaler Gemeinschaften können die Transnationalen Sozialen Räume sichtbar werden: Diese bestehen aus

„dichten und dauerhaften materiellen und symbolischen Transaktionen, die von einem hohen Maß an Zugehörigkeitsgefühl, moralischer Verpflichtung und sozialem Zusammenhalt geprägt sind“ (Faist et al. 2013: 25),

wobei räumliche Nähe kein Kriterium für das Bestehen dieser Gemeinschaften ist. Als Beispiele nennen FAIST, FAUSER und REISENAUER etwa Dorfgemeinschaften, die erhalten werden, aber auch komplexere Formen von Gemeinschaften, wie grenzübergreifend agierende religiöse Gruppen und Kirchen, die schon lange vor der Entstehung von Nationalstaaten eine Verbindung über Grenzen hinweg und durch gemeinsame Praktiken aufrechterhielten. Besonders hervorzuheben sind in diesem Kontext Diasporas: Gruppen von Menschen, die historisch aus ihren Wohn- und Lebensorten vertrieben wurden – oft durch gewaltsame Auseinandersetzungen – und die sich in allen Teilen der Welt ansiedelten, sich aber dennoch als Gemeinschaft verstehen. Als dritte Form werden Transnationale Kreisläufe genannt, die sich auf Bindungsgefüge zwischen Menschen und Organisationen beziehen und die ein gemeinsames Ziel verfolgen – etwa im Bereich von Umweltschutz oder Menschenrechten. Diese spielen für die untersuchte Thematik nur eine untergeordnete Rolle.

Das dritte angesprochene Schlüsselkonzept ist die Transnationalität – dieses wird notwendig, weil es den bisherigen Konzepten entgegensteht, die davon ausgehen, dass eine Dichotomie zwischen TransmigrantInnen und „klassischen“ MigrantInnen besteht. Wichtig ist aber zu betonen, dass es hier keine klare Trennung gibt: Inwieweit Migrationsprozesse transnational sind, ist keine „Ja/Nein“-Frage, sondern vielmehr als Spektrum zu verstehen, auf der die Ausprägung der Transnationalität von „wenig bis intensiv“ variiert. Weiters ist zu betonen, dass die klassische Migration den räumlichen Aspekt zu stark betont und dabei die Rolle der immobilen, in den Herkunftsländern verbleibenden Angehörigen, die – vor allem in finanziell schwächeren Familien – die Migration erst mit-ermöglichen, vernachlässigt. Aspekte wie der grenzüberschreitende

Austausch von Denkweisen und weitere symbolische oder gelebte Bindungen werden nicht oder nicht ausreichend in Betracht gezogen. Transnationalität bezeichnet also ein „Spektrum grenzübergreifender Transaktionen in verschiedenen Sphären des sozialen Lebens“ (FAIST et al. 2013: 26) – in welcher Intensität diese auftreten und wie sie sich über die Lebensphasen und Generationen hinweg verändern, wird also bei den migrierenden Personen ebenso untersucht, wie bei sesshaften Familienangehörigen: An Transnationalität sind nicht nur die MigrantInnen beteiligt. (vgl. FAIST et al. 2013: 20ff.) Im Folgenden werden die angesprochenen „Sphären des sozialen Lebens“ aufgeschlüsselt und genauer erläutert.

2.1.5. Leben in transnationalen Familien: die Bedeutung transnationaler Praktiken

Translokalität an sich und das Erleben translokaler Praktiken von MigrantInnen erster Generation wurden in der Forschung – auch wenn das wissenschaftliche Interesse an der Translokalität im deutschen Sprachraum erst relativ spät aufkam – schon untersucht. Aufgrund von fehlenden Langzeitstudien lässt sich die Frage, ob Transnationalität auch für die Generationen 1.5 und zwei noch von Bedeutung ist, (noch) nicht klären und wird daher kontrovers diskutiert. Während KritikerInnen keine Anzeichen sehen, dass Transnationalität über Generationen weitergegeben wird, gehen andere Studien davon aus, dass die Teilhabe am transnationalen Leben in Folgegenerationen zwar weniger offensichtlich ist, aber dennoch existiert und aktiv betrieben wird. (vgl. FAIST et al. 2013: 69f.)

Diese durch Transnationalität geprägte Teilhabe am Leben in zwei oder mehr Gesellschaften und Orten kann unterschiedlich ausfallen und wird mehr oder weniger durch neue Medien erleichtert oder ermöglicht. So kann als Beispiel derartiger transnationaler Praktiken etwa die Pflege und Erziehung von Kindern durch andere Angehörige als die Eltern genannt werden, wenn diese etwa durch Arbeitsmigration an anderen Orten leben, wobei etwa über Messenger-Dienste die zwischenmenschliche Beziehung aufrechterhalten und in die Erziehung eingegriffen werden kann. Die Verbindungen ermöglichen es MigrantInnen auch, trotz lokaler Abwesenheit in familiären Entscheidungsfragen mitzuwirken; weiters zählen natürlich gegenseitige Besuche zum translokalen Leben. Auch der Erwerb von Grundstücken oder ein Erwerb oder Bau von (Wohn-)Eigentum sind denkbar, selbst wenn im Ankunftsland bereits Wohneigentum vorhanden ist – vor allem, wenn über eine

Remigration (gegebenenfalls auch erst im Alter) nachgedacht wird. Wirtschaftlich kann Translokalität beispielsweise dadurch gelebt werden, dass im Herkunfts- oder Ankunftsland Geschäftszweige eröffnet werden oder wirtschaftliche Beziehungen geschaffen werden: etwa indem im Ankunftsland ein Handelsbetrieb geführt wird, die Herstellung und der Einkauf der Produkte jedoch im Herkunftsland erfolgt. Die wirtschaftliche und die soziale Ebene können hierbei etwa durch Geschäftsreisen mit anschließendem Besuch bei in den Herkunftsländern verbliebenen Verwandten verbunden werden. Translokale Praktiken können aber auch im Ankunftsland stattfinden, wenn etwa die kulturelle Verbindung zum Herkunftsland durch *hometown associations* oder in Österreich ansässige Kulturvereine des jeweiligen Staates oder der Region aufrechterhalten werden und damit Traditionen auch im neuen Wohnort gelebt oder neu geschaffen werden können.

Schon anhand dieser Beispiele wird deutlich, dass translokales (Er-)Leben viele Facetten haben kann und sowohl MigrantInnen als auch NichtmigrantInnen in allen Bereichen des Lebens an translokalen Praktiken beteiligt sein können. Um die Praktiken klarer voneinander zu trennen und analysieren zu können, werden bei FAIST, FAUSER und REISENAUER der deutschen Studie des Projekts *Transnationalization, Migration and Transformation: Multi-Level Analysis of Migrant Transnationalism* folgend vier Kategorien verwendet. Sie unterscheiden familienbezogene, soziokulturelle, wirtschaftliche und politische Praktiken, anhand deren Intensität und Ausmaß auch die Ausprägung der Translokalität der MigrantInnen verglichen werden kann. (vgl. FAIST et al. 2013: 38) In der näheren Beschreibung der Kategorien der Praktiken werden wirtschaftliche und politische transnationale Praktiken im Folgenden zusammengefasst, da sich die Schwerpunkte der im Rahmen der Diplomarbeit durchgeführten Interviews vor allem auf familienbezogene und soziokulturelle Praktiken beziehen werden. Aufgrund des Alters der zweiten MigrantInnengeneration, die befragt wird, ist nicht mit intensiven wirtschaftlichen Verbindungen im Sinne einer selbständigen Tätigkeit oder Ähnlichem im Herkunftsland oder den Herkunftsländern der ersten Generation zu rechnen.

2.1.5.1. Familienbezogene transnationale Praktiken

Die Familie ist eine primäre soziale Institution, die mehrere wichtige Rollen für Menschen im Laufe ihres Lebens einnimmt: Sie erfüllt Bedürfnisse nach Zuneigung, ist die erste Gruppe, in der Kinder sozialisiert werden, bildet bedeutend die Identität ihrer Mitglieder mit und vermittelt grundlegende Werte. Das Konzept der Familie ist somit mehr als eine rein statistische Struktureinheit mit klar definierten Umrissen – sie besteht vielmehr aus vielen Beziehungen der Familienmitglieder untereinander, die gemeinsam ein klares Netzwerk bilden, in denen Positionen verteilt werden, um die bereits angesprochenen Funktionen zu erfüllen und sich in einen größeren, gesellschaftlichen Kontext einzubetten. (vgl. LANDOLT, DA 2005: 627)

Migrationsprozesse basieren meist nicht ausschließlich auf individuellen Entscheidungen Einzelner, sondern müssen im Kontext familieninterner Strategien betrachtet werden. So können familiäre und individuelle Entwicklungen Anlass zur Entscheidung für Migrationsprozesse sein: Schul- oder Ausbildungsabschluss mit weiterführender Bildung an anderen Orten kann ebenso eine Rolle spielen, wie das Erreichen eines bestimmten Alters, in dem erwartet wird, Selbständigkeit und finanzielle Unabhängigkeit von der Kernfamilie anzustreben. Gegenteilig können diese Entwicklungen auch gegen eine Migration sprechen oder vielmehr ein örtliches Näherkommen der Familie erfordern, etwa um die Betreuung für erwartete Kinder im Familienkontext zu erleichtern oder ältere Generationen pflegen zu können. Obwohl der Lebensabschnitt zwischen 18 und 35 Jahren jener ist, in dem Migrationsprozesse am häufigsten vorkommen, ist räumliche Mobilität natürlich nicht auf bestimmte Altersgruppen oder Geschlechter beschränkt. (vgl. BRYCESON 2002:16) Migrieren Einzelpersonen, etwa im Zuge einer Arbeitsmigration, ist die Entscheidung meistens auch mit finanzieller Unterstützung für die zurückbleibende Familie verbunden, wodurch sie gleichzeitig eine Investition in den Lebensunterhalt dieser darstellen. Aufgrund unterschiedlicher Lebenserhaltungskosten rentiert es sich oft mehr, wenn nur Einzelne migrieren; oft steht ein Familiennachzug aufgrund restriktiver Migrationspolitik der Zielländer auch nicht zur Diskussion. Je nachdem, welche Familienmitglieder migrieren, kommt es zu unterschiedlichen Arten der Trennung – diese führt allerdings nur in den seltensten Fällen zum Auseinanderbrechen der (Kern-)Familien. Vielmehr muss versucht werden, das Leben als Familie trotz der räumlichen Trennung bestmöglich zu organisieren, was natürlich dennoch mit großen Veränderungen innerhalb der Kern- und erweiterten Familie einhergeht:

„The family undergoes changes because it must continue the same set of needs within a dramatically changed context. [...] Migration produces changing options, modes of negotiation, sources of tension and sources of power and autonomy for its members.”
(LANDOLT, DA 2005: 627)

Dadurch wird „Transnationalität (...) zum Charakteristikum für Familienmitglieder und Familien als Ganzes“ (FAIST et al. 2013: 40), die räumliche Trennung der Familie nicht automatisch mit negativen Auswirkungen auf die innerfamiliären Bindungen verknüpft. Dass familiäre Rollen neu verhandelt werden müssen, heißt nicht, dass der migrierte Teil der Familie seine betreuende Funktion nicht ausüben oder materielle und emotionale Bedürfnisse nicht erfüllen kann.

Angesprochen werden soll in diesem Zusammenhang auch die Frage der Kindererziehung in translokalen Familien: Wenn Elternteile migrieren, ziehen minderjährige Kinder meist automatisch mit, sofern dies möglich ist, oder werden nach einer Phase der Eingewöhnung der Eltern im Zielland nachgeholt und in der Zwischenzeit von der im Herkunftsland bleibenden Familie betreut. Das Phänomen des *translocal parenting* ist vor allem im Kontext einer Arbeitsmigration gegeben – wenn Elternteile aufgrund der wirtschaftlichen Lage im Herkunftsland über Distanzen auf die Suche nach einer Erwerbstätigkeit gehen oder aber aufgrund bereits bestehender Arbeitsverhältnisse migrieren. Dies trifft auf Ex-Jugoslawien vor allem im Zusammenhang mit der sogenannten „GastarbeiterInnenbewegung“ der 1960er- und 1970er-Jahre zu. Spannend ist hier, dass die Forschung sich bisher wenig mit den Erfahrungen und Praktiken der betroffenen Kinder auseinandergesetzt hat – diese werden vor allem als passive Mitglieder transnationaler Familien konzeptionalisiert und werden in der allgemeinen Tendenz der Migrationsforschung häufig übersehen oder nur am Rande thematisiert. (vgl. MAND 2015: 25) Dennoch spielen Eltern-Kind-Beziehungen, vor allem wenn die Kernfamilie räumlich getrennt ist, eine wichtige Rolle, wenn familienbezogene transnationale Praktiken thematisiert werden sollen.

2.1.5.2. Soziokulturelle transnationale Praktiken

Soziokulturelle transnationale Praktiken beinhalten jede Art von Verbindung zum Heimatland, die „innerhalb der großen Bandbreite migrationsbezogener Organisationen und Vereinigungen [...], die soziokultureller Natur sind, [stattfinden]“ (FAIST et al. 2013: 42). Dazu gehören informelle, ad hoc aus bestimmten Anlassfällen

gegründete Gruppierungen oder Wohltätigkeitsorganisationen ebenso wie *hometown associations* oder Kulturvereine, die an das Herkunftsland anknüpfen – bedeutend ist, dass diese grenzüberschreitende Beziehungen zwischen Gemeinschaften im Ziel- und Herkunftsland aufbauen. Durch sie entsteht ein dichtes Netzwerk transnationaler Beziehungen, die mehrere wichtige Funktionen einnehmen können: so werden durch sie gesellschaftliche sowie kulturelle (Wert-)Vorstellungen beibehalten und übertragen und soziale Überweisungen getätigt, aber auch die persönliche Identitätsbildung bis zu einem gewissen Grad geprägt. Als „soziale Überweisungen“ (FAIST et al. 2013: 43) werden Formen der Verbreitung von Kultur bezeichnet – also das Übermitteln von normativen Strukturen, Systemen von Praktiken und sozialem Kapital, die sowohl vom Herkunfts- ins Zielland fließen als auch umgekehrt. So tragen diese dazu bei, dass MigrantInnen zum einen mit dem Herkunftsland in Kontakt bleiben, zum anderen aber die neuen Praktiken auch in dieses übermittelt werden können – etwa politische Vorstellungen in Bezug auf Menschenrechte oder die Gleichstellung der Geschlechter. Wichtig ist hierbei, zu erwähnen, dass der bloße Transfer dieser Ideen und des sozialen Kapitals noch nichts darüber aussagt, inwiefern diese im Herkunftsland verwendet und umgesetzt werden. Soziale Überweisungen können so nicht nur positive, sondern auch negative Folgen mit sich bringen. (vgl. FAIST et al. 2013: 43ff.) Bedeutend sind soziokulturelle Praktiken auch für das Thema der persönlichen Identität(-sbildung): Das Gefühl der doppelten Zugehörigkeit führt zum Entstehen einer fließenden und multiplen Identität, die nicht nur an einen Nationalstaat gekoppelt ist und sein muss, auch wenn politische Realitäten dies oft (implizit und explizit) verlangen. (siehe Kapitel 2.1.5.3.) Ein Austausch mit Menschen, die von den gleichen oder ähnlichen Rahmenbedingungen betroffen sind, kann also helfen, das eigene Identitätsgefühl in Bezug auf das Herkunftsland (der Eltern) zu stärken oder zu definieren.

Die Mitgliedschaft in Vereinen, deren Basis auf der engen Bindung zum Herkunftsland und dessen Kultur beruht, kann für MigrantInnen eine wichtige Rolle einnehmen: Neben der eben schon besprochenen Aspekte des Informationsaustauschs und der Identitätsbildung und -stärkung aufgrund der Gemeinschaft werden durch diese Vereine auch Netzwerke aufgebaut, die vor allem Neu-Migrierten Sicherheit und Halt im neuen Land geben. Als solche spielen vor allem sogenannte *hometown associations* eine tragende Rolle. Besonders bedeutend sind diese „Rekonstruktionen einzelner Dörfer im Zielland“ (oder „‘transplanted’ local identities“ (HALILOVICH 2019:

191)) für Mitglieder der bosnischen Community: Bosnische MigrantInnen waren mehr als andere ex-jugoslawische Gruppen von politischer Verfolgung und gezwungener Vertreibung betroffen, ihre Migrationsbewegung ist daher untrennbar mit politisch motivierter Gewalt und den Folgen der Jugoslawienkriege verbunden. (siehe auch Kapitel 4.3.) Daher formten sich weltweit sogenannte *zavičaj* – ein Begriff, der sich am ehesten mit *Heimat* übersetzen lässt, aber vielmehr auf ein Gefühl der Gemeinschaft abzielt –, translokal agierende Gemeinschaften, die früher bestehende Dorfgemeinschaften im neuen Lebensraum zu rekonstruieren versuchen. (vgl. HALILOVICH 2019:191)

2.1.5.3. Wirtschaftliche und politische transnationale Praktiken

Einer der bedeutendsten wirtschaftlichen Aspekte in Bezug auf translokale MigrantInnen sind Remissen – vor allem im Bereich der Arbeitsmigration wird die Entscheidung für den Ortswechsel oft aufgrund finanzieller und wirtschaftlicher Interessen getroffen. Dies ist nicht nur, aber vor allem dann der Fall, wenn Eltern migrieren und minderjährige Kinder in der Obhut von nicht-elterlichen Bezugspersonen verbleiben. Durch die Berufstätigkeit in einem Land mit meist höherem Lohnniveau wird so nicht nur die finanzielle Situation der MigrantInnen direkt verbessert, sondern auch jene der Familie, die im Herkunftsland bleibt. Im Falle der Elternmigration sind die Zahlungen – finanzieller oder materieller Natur – aber meist nicht als monatliche „Lohnzahlungen“ für die Erziehungsarbeit zu verstehen, sondern decken vielmehr die Lebenskosten des Kindes ab. (vgl. HOANG et al. 2012: 737) Aber auch wenn Kernfamilien migrieren, können Remissen eine finanzielle Unterstützung für die im Herkunftsland verbleibenden Mitglieder der erweiterten Familie oder andere Bezugspersonen darstellen. Oft werden diese Überweisungen aufgrund verwandtschaftlicher Verpflichtung oder Solidarität getätigt und werden teilweise auch von den Empfangenden eingefordert, bis das translokale Leben aus verschiedensten Gründen beendet wird oder die finanziellen Leistungen aufgrund prekärer Situationen der Sendenden nicht mehr erbracht werden können.

Auch die Arbeitsmigration selbst stellt einen bedeutenden wirtschaftlichen Aspekt im Leben translokaler MigrantInnen dar. Darüber hinaus sind MigrantInnen aber ebenso an breitgefächerten wirtschaftlichen transnationalen Praktiken beteiligt: Neben den bereits erwähnten kleineren und informelleren Aktivitäten wie dem Senden von

Remissen oder dem Abwägen von Kaufentscheidungen in Bezug auf internationalen Preisvergleich bestehen auch große, eher formalisierte Aktivitäten, beispielsweise transnationales Unternehmertum, das bestimmte Aspekte von Produktion bis Vertrieb über Grenzen hinweg aufgliedert. Ebenso sind hier private große Investitionen nicht zu vernachlässigen, wie etwa der Erwerb von Grundstücken oder das Errichten von Wohnhäusern im Herkunftsland. Einen dritten Aspekt finanzieller oder materieller Überweisungen stellen jene Mittel dar, die von Einzelnen oder im Rahmen von *hometown associations* akquiriert werden, um Gemeinschaftsprojekte im Auswanderungsland zu finanzieren. (vgl. FAIST et al. 2013: 45f.)

In Bezug auf politische transnationale Praktiken lassen sich indirekte und direkte Teilhabe unterscheiden – indirekte politische Beteiligung entsteht etwa, wenn MigrantInnen in Behörden beruflich tätig werden, direkte politische Teilhabe umfasst beispielsweise die Teilnahme an Wahlen im Herkunftsland, obwohl dieses nicht mehr primärer Wohnort ist, die Unterstützung politischer Parteien oder die Mitwirkung in anderweitig politisch tätigen Organisationen. Auch das Konsumieren politischer Medien und Nachrichten kann als direkte Teilhabe gewertet werden. Unterscheiden lassen sich weiters zwei grundlegende Dimensionen, die auf das jeweilige Land abzielen, in dem MigrantInnen sich politisch beteiligen: *immigrant politics* und *homeland politics*. *Immigrant politics* behandeln Themen der Migrationspolitik im Zielland wie beispielsweise aufenthalts- oder arbeitsrechtliche Fragestellungen, *homeland politics* beschäftigen sich mit Innen- und Außenpolitik des Herkunftslandes wie etwa mit dem Status der MigrantInnen in Hinblick auf Wahlbeteiligung vom Ausland aus oder Steuerbefreiung. (vgl. FAIST et al. 2013: 49f.) Die Teilhabe an politischen Praktiken ist vor allem im Kontext des Wahlrechts interessant: Wie weiter oben schon angesprochen, herrscht in Österreich der Grundsatz der Vermeidung mehrfacher Staatsangehörigkeit (vgl. BMEIA 2020), welcher von MigrantInnen eine Entscheidung beziehungsweise ein Zugeständnis zu nur einem von mehreren Nationalstaaten fordert, obwohl die eigene Zugehörigkeit zu beiden Staaten als gleichwertig oder nahezu gleichwertig empfunden wird. Trotz dessen, dass politische Prozesse eventuell in beiden Ländern als gleich bedeutend für die eigene Lebenswelt erscheinen, verlangen die bestehenden Rahmenbedingungen also, sich für eine der Staatsbürgerschaften respektive Wahlrechte zu entscheiden, unabhängig davon, wo der Großteil des Lebens verbracht wird und wie sich mögliche zukünftige Entwicklungen in der Lebensplanung ergeben.

2.2. Mediatisierung und Medienkommunikation

Eine der wesentlichsten Veränderungen in der Entwicklung der Gesellschaften in den letzten Jahrzehnten ist die steigende Relevanz verschiedener Medien im Alltagsleben und die ständig zunehmende Geschwindigkeit, mit der sich diese entwickeln. Medien aller Art und Funktionen wirken auf unsere Lebensbereiche ein und durchwirken sie stellenweise ganz: Sie

„ermöglichen Menschen ganz allein ein Teil von allem zu sein, [...] privatisieren die Öffentlichkeit und veröffentlichen die Privatsphäre [...], vermitteln Teilhabe, Teilnahme, Beschäftigung, Kritik, Unterhaltung und weben jenen Klang-, Bild- und Textkörper, aus dem unsere Wirklichkeit [...] besteht.“ (KARMASIN 2016: 13)

KARMASIN zeichnet in blumiger Sprache ein Bild, – er geht auch über hier zitierte Aspekte hinaus – das auf die Lebensrealität translokaler Familien bereits in der Grunddefinition von Medien eingeht: Angesprochen wird zum einen die Privatisierung der Öffentlichkeit, die gegebene Möglichkeit, sich auch im gemeinschaftlich genutzten Raum abzuschotten und diesen für in-der-eigenen-Blase-erlebte Kommunikation zu nutzen, zum anderen aber auch die Notwendigkeit von Medien für eine Teilhabe am (gemeinschaftlich-öffentlichen sowie familiären) Leben. Wer in einer modernen Welt Teil verschiedener Netzwerke sein möchte, ist weitgehend auf die Nutzung verschiedenster Medien, die im folgenden Kapitel auch noch genauer kategorisiert werden, angewiesen – vor allem, wenn andere TeilnehmerInnen dieses Netzwerks lokal anderweitig verortet sind (siehe Kapitel 2.2.5).

Wie bereits angesprochen verändert sich die Entwicklung der Mediennutzung mit immer höher werdender Geschwindigkeit: War das Internet vor fünfzehn Jahren noch kein Standard in österreichischen Haushalten und eine Nutzung mobiler Daten zum ubiquitären Zugang zum World-Wide-Web noch vor zehn Jahren sehr kostenintensiv, so ist dies heute in weiten Teilen (West-)Europas Standard. Mediale Nutzungspraktiken haben sich also geändert: Vor allem durch die Verbreitung mobiler und konvergenter Endgeräte ist die Alltags- und Lebenswelt vieler Menschen heute durch die Nutzung ebenjener durchdrungen. Inwieweit (auch) dadurch von einer zunehmenden oder bereits vollständigen Mediatisierung der Gesellschaft gesprochen werden kann, wird im Folgenden diskutiert. Sicher ist aber, dass das Vordringen der Medien große Veränderungen in allen Lebensbereichen mit sich bringen wird: angefangen von Produktion, über die Allokation und schließlich den Konsum von

Gütern und Dienstleistungen. Veränderungen werden sich aber auch niederschlagen in (den Bedingungen) der (öffentlichen) Kommunikation sowie in kulturellen Praktiken. Vor allem aber werden diese neuen Möglichkeiten der kollektiven und individuellen Vernetzung eine Änderung von Alltags- und Lebenswelt mit sich bringen, von der vor allem auch translokale Familien profitieren können. (vgl. KARMASIN 2016: 12)

2.2.1. Definition der Begriffe Medien, Mediatisierung und Medienkommunikation

Bevor darauf eingegangen werden soll, inwieweit die beiden Begriffe Mediatisierung und Medienkommunikation zusammenhängen und wie sie definiert werden, soll geklärt werden, welche Techniken und Kommunikationsformen – denn „Medien“ im Allgemeinen sind immer mit einer Art zwischenmenschlicher Kommunikation verbunden – überhaupt als „Medien“ zu bezeichnen sind.

Folgt man der Forschungstradition der Kommunikationswissenschaften, so sind als Medien „alle technischen, funktionellen und organisatorischen Mittel der [...] Kommunikation“ (KARMASIN 2016: 24) zu bezeichnen, die als Mittel der Kommunikation zu „Vermittlern“ werden und damit „Teilhabe und Teilhabe an der Welt [und] dadurch soziale Integration und kommunikative Konnektivität“ (KARMASIN 2016: 25) ermöglichen. Der Medienbegriff lässt sich noch weiter spezifizieren: Neben der Einteilung in „große“ und „kleine“ Medien (siehe Kapitel 2.2.2.) lassen sich mehrere Formen von Medien unterscheiden, die auf die historischen Entstehungsbedingungen und die damit verbundenen Mittel der Kommunikation zurückzuführen sind. Eine Differenzierungsform ist jene, die sich auf die Art der Kommunikation beruft und hier vier Formen anführt. Die erste Form ist jene der *Primärmedien*, die auf oraler Kommunikation beruhen – ihnen ist beispielsweise das Theater zuzuordnen. *Sekundärmedien* sind alle jene Formen, die über gedruckte Sprache kommunizieren, wie etwa Zeitschriften, Zeitungen und Plakate (als „Massenmedien“) oder Bücher und Briefe (bei Individualkommunikation). Als *Tertiärmedien* und *Quartärmedien* werden Formen elektronischer Kommunikation bezeichnet. KARMASIN betont hier zur Unterscheidung, dass es bei ersteren um die Reproduktion, bei zweiteren um die Simulation von Wirklichkeit gehe – als Tertiärmedien werden also Medien wie Foto und Film, aber auch Medien zur Wiedergabe von Musik bezeichnet, auch das Telefon ist diesen zuzurechnen. Quartärmedien umfassen daher nur den Computer und das World Wide Web. (vgl. KARMASIN 2016: 24f.)

Zu betonen ist allerdings, dass sich die Einteilung in Primär- bis Quartärmedien zunehmend aufweicht: zum einen wegen der unterschiedlichen Begriffsdefinition verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen (der Begriff „Medien“ bedeutet für die Publizistik etwas anderes als für andere literatur- und geisteswissenschaftliche Disziplinen), zum anderen aufgrund der technischen Entwicklung und Verknüpfung der Medien miteinander. Entstehende Verbindungen können zum Beispiel Druckmedien im Allgemeinen sein, optisch-akustische Medien (Fernsehen und Film verbinden beispielsweise die optische mit der akustischen Komponente) oder digitale Medien (PC und Tablet) (vgl. KARMASIN 2016: 25) – die Einteilung in verschiedene Kategorien kann also von mehreren Blickwinkeln aus erfolgen und orientiert sich immer an der jeweiligen Forschungsfrage. Angesprochen sei vor allem noch die Konvergenz neuer Endgeräte wie Smartphones, die multiple Nutzungen in einem Gerät vereinen. Diese greifen auf vier Stufen der Medien zurück: von quasi-direkter oraler Kommunikation über die Möglichkeit, gedruckte Sprache zu rezipieren bis hin zur Nutzung des Internets, über das ubiquitär auf Inhalte klassischer optisch-akustischer Medien wie beispielsweise Radio und Fernsehen (siehe TV-Thek) zugegriffen werden kann.

Der Medienbegriff ist also keineswegs statisch, sondern in ständiger Veränderung begriffen: Durch die „Ausweitung technischer Möglichkeiten und die Veränderung kultureller Praxen und lebensweltliche Aneignung“ (KARMASIN 2016: 25) verändern sich bekannte und entstehen neue Medien. Zu betonen ist daher, dass man die Entwicklung der Medienlandschaft wenig vorhersehen kann, ihre Relevanz in Zukunft jedoch noch eine Steigerung erfahren wird, was auch im folgenden Kapitel noch angesprochen werden wird.

Spricht man nun von der Mediatisierung, ist damit nichts anderes gemeint, als dass die Gesellschaft heute mit Medien durchdrungen ist und sich durch diesen Prozess Veränderungen ergeben, die alle Bereiche des Lebens umfassen. Durch die Intensität dieser Durchdringung kann von einem Megaprozess oder Megatrend gesprochen werden, der in seiner Bedeutung mit jenem der Globalisierung vergleichbar ist. (vgl. KARMASIN 2016: 17) Die Ausbreitung von technischen Kommunikationsmedien ist ein fortlaufender Prozess, der in mehreren Hinsichten zugenommen hat – bei zeitlichen, räumlichen und sozialen Aspekten. In zeitlicher Hinsicht wird in Blick auf die Menschheitsgeschichte offensichtlich, dass die Verfügbarkeit von Medien zunimmt –

vor allem, wenn jüngste Entwicklungen betrachtet werden. Im Gegensatz zu noch vor wenigen Jahrzehnten sind Medien heute andauernd verfügbar und werden so zu einem „nicht endende[n] Fluss technisch vermittelter Kommunikation“ (HEPP et al. 2011: 9) Gleiches gilt auch für die räumliche Dimension – Medien werden nicht nur an immer mehr Orten präsent, durch Geräte wie Smartphones sind sie vielmehr (fast) nicht mehr an räumliche Gegebenheiten gebunden, sondern können auch zwischen (bereits länger) bestehenden „Medienorten“ problemlos genutzt werden. Statt lokal fest verorteten Möglichkeiten des Telefonierens (Festnetztelefonie und Telefonzellen) ist Kommunikation heute über verschiedenste Lokalitäten hinweg zugänglich und kann auch in Bewegung genutzt werden. Dieses Beispiel bezieht die soziale Dimension bereits mit ein: Immer mehr soziale Kontexte beziehen eine Mediennutzung mit ein; Medien werden für soziale Interaktionen genutzt und greifen so – im Gegensatz zu einer reinen Nutzung von Computern für Arbeitszwecke – zunehmend und mittlerweile fast ubiquitär in den Freizeitbereich ein. (vgl. HEPP et al. 2011: 10) Es ist also keine Übertreibung, zu behaupten, dass die Mediatisierung nicht mehr nur eine „zunehmende“ Nutzung von Medien ist, sondern diese vielmehr nicht mehr aus dem Alltagsleben eines Großteils der Menschen wegzudenken sind und sich die Lebenswelten dieser durch die Mediennutzung verändert haben.

Der Prozess der Mediatisierung kann weiters nach KROTZ 2015 in Hinblick auf seine soziale und kulturelle Dimension dahingehend charakterisiert werden, dass er geprägt ist durch

„die Entgrenzung von Medien bezüglich Zeit, Raum und sozialen Bedingungen, durch Ubiquität und permanente Verfügbarkeit, interaktive Medien, Zunahme medienbezogener Kommunikationsformen, Konnektivität [und] veränderte Wahrnehmungen“. (KROTZ, zitiert in KARMASIN 2016:17)

Durch diese Auswirkungen der Medien entstehen neue Gewohnheiten, Normen und Werte sowie Erwartungen innerhalb der und an die Gesellschaft – kurz gesagt, eine neue Praxis der Nutzung von Medien, die auch als Medienkultur bezeichnet werden kann. Hierauf soll aber an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden.

Durch die Ausbreitung von Medien auf alle Aspekte der Kommunikation wird erst deutlich, welche Relevanz diese haben – durch Medien verändern sich Kommunikationsarten und -möglichkeiten, die auch in Kapitel 2.2.3. genauer definiert werden. Der natürlichen, durch physische Ko-Präsenz erlebten Face-to-Face-

Kommunikation steht also die Medienkommunikation (oder „medienbezogene Kommunikation“) gegenüber. Diese lässt sich nach KROTZ in drei Aspekte differenzieren: in die Kommunikation des Menschen mit Medien im Sinne standardisierter, allgemein adressierter Inhalte wie Fernsehen und Literatur (die sogenannten „großen“ Medien), die Kommunikation des Menschen mit anderen Menschen mittels Medien und die interaktive Kommunikation mit Medien wie Robotern oder Computerspielen. (vgl. KROTZ 2007: 17)

Medienkommunikation bezeichnet somit alle Formen der Kommunikation, die nicht aus Face-to-Face-Interaktion bestehen, sondern vielmehr mit oder mittels Medien geführt werden – nicht in allen Typen medienbezogener Kommunikation sind also andere Menschen involviert. Für die untersuchte Fragestellung ist die dritte Form der Medienkommunikation – die interaktive Kommunikation – allerdings nicht relevant.

2.2.2. „Große“ und „kleine“ Medien: Differenzierung des Medienangebots

Spricht man von Medien, lassen sich die vier in Kapitel 2.2.1. angesprochenen Formen der Medienkommunikation in zwei große Bereiche einteilen, die in diesem Kapitel genauer erklärt und in einen Zusammenhang mit Aspekten der Migration gebracht werden sollen: die sogenannten „großen“ und „kleinen“ Medien. Diese Begriffe bezeichnen den Maßstab der Nutzung beziehungsweise die Menge der NutzerInnen, die durch sie erreicht werden können. Alternativ könnte hier auch von einer Einteilung in Medien der Massen- und Individualkommunikation gesprochen werden: „Große“ Medien erreichen so eine Masse an NutzerInnen, „kleine“ Medien werden genutzt oder agieren in einem kleineren, oft familiären Rahmen. Wichtig zu betonen ist, dass diese beiden Medientypen aber nicht hierarchisch oder klar getrennt voneinander zu betrachten sind, sondern dass sie in der Lebensrealität von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund unterschiedliche Stellenwerte einnehmen. Für Menschen mit Migrationshintergrund sind beide Medien – „große“, traditionelle Massenmedien und „kleine“ Medien, die zur Kommunikation mit Einzelnen oder Gruppen genutzt werden – besonders bedeutend und greifen ineinander. (vgl. HEPP et al. 2011: 31) Mit der zunehmenden Etablierung und Nutzung von Internet und Mobiltelefonie haben Menschen außerdem zunehmend die Möglichkeit, sich permanent in einer umfassenden kommunikativen Konnektivität zu befinden; DIMINESCU nennt NutzerInnen dieser Möglichkeit „connected migrant“ – während der Mensch selbst

räumlich gebunden ist, bleibt er oder sie über mediale Möglichkeiten mit dem Herkunftsland in Verbindung: „yesterday the motto was: immigrate and cut your roots; today it would be: circulate and keep in touch.“ (DIMINESCU 2008: 568). Mobiles Internet und Smartphones vereinen außerdem die großen und kleinen Medien in einem Gerät: Dieses wurde primär zur Nutzung kleiner Medien, also zum individuellen Kommunizieren mit anderen Menschen oder Gruppen über Distanzen hinweg entwickelt, heute lassen sich darüber auch klassische Massenmedien empfangen oder nutzen.

Die Differenzierung des Medienangebots, die in den letzten Jahren entstand, lässt so eine spannende, neue Ausgangslage entstehen, die auch für die Integrationsfunktion von Medien bedeutend ist: Während das Medienangebot immer breiter gefächert wird, nimmt auch die individualisierte Mediennutzung immer weiter zu – deshalb kann nicht mehr davon ausgegangen werden, dass die „klassischen“ Massenmedien (Fernsehen, Radio, Zeitung, Internet) im selben Ausmaß wie noch vor wenigen Jahren wie selbstverständlich weiterhin eine breite Öffentlichkeit erreichen. Medien kommt demnach eine Doppelrolle zu: Die Existenz von Massenmedien bietet eine wichtige Voraussetzung für grundlegende Prozesse der Integration (etwa das Verfolgen der Nachrichten im Zielland, das Erlernen der Sprache oder das Teilhaben an sozialen Aktivitäten und Prozessen wie etwa Sportereignissen), durch die zunehmende Ausdifferenzierung der bestehenden Medienlandschaft entstehen aber auch neue, abgeschottete Kommunikationsmöglichkeiten. Beispielhaft sei darauf hingewiesen, dass die – relativ neue – Nutzung des Satellitenfernsehens eine Hinwendung zu Medien des Herkunftslandes ermöglicht und damit auch eine Abgrenzung zu den Medien des Ziellandes einhergehen kann. (vgl. LUDWIG, NIELAND 2013: 219) Die Rolle der Medien in Bezug auf Integrationsprozesse wird noch diskutiert: So sollen Medien einerseits gesellschaftliche Realitäten mithilfe des Journalismus widerspiegeln, andererseits wird diskutiert, dass sie auch „eine aktive Rolle in der Gestaltung gesellschaftlicher Prozesse wie z.B. der Integration von Migranten einnehmen“ (ZÖLLNER 2008: 291) sollen. Öffentlich geschürter Furcht vor einer „medialen Segregation“ (ZÖLLNER 2008: 291), die zu einer Entstehung ethnischer Teilöffentlichkeiten und damit einer Abschottung gegenüber der Aufnahmegesellschaft führen kann, können Studien entgegengestellt werden, die zeigen, dass dies zumindest in Deutschland nur eingeschränkt der Fall ist. Für MigrantInnen sind „große“ oder Massenmedien aber vor allem insofern bedeutend, weil sie eine Möglichkeit der

36

Verbindung zum Heimatland darstellen – nicht nur aufgrund der Informationen, die sie vermitteln, sondern auch aufgrund der täglichen Konfrontation mit der Sprache des Herkunftslandes (der Eltern), die vor allem für die zweite Migrationsgeneration ansonsten leichter verloren gehen könnte. (vgl. ZÖLLNER 2008: 291f.) Die Annahme, dass Massenmedien eine Integrationsfunktion für MigrantInnen hätten, hat bis heute in der Kommunikationspolitik einen fast paradigmatischen Charakter. Ob diese Annahme auch in der Praxis bedeutend ist und sich bestätigt, bleibt aus Sicht der Kommunikationswissenschaften allerdings offen, weil die Bedeutung der Medien auf die Integration nicht hinreichend empirisch überprüft wurde. (vgl. VLAŠIĆ, BROSIUS 2002: 93)

2.2.3. Typen von Kommunikation – Konnektivität und Netzwerke

Neben den in den vorhergehenden Kapiteln angesprochenen quantitativen Aspekten von Mediatisierung und Medienkommunikation ist es vor allem in Hinblick auf die sozialen Verbindungen zwischen Einzelpersonen und Gruppen auch notwendig, die qualitativen Aspekte der Mediatisierung unter die Lupe zu nehmen. Nur weil Medien in ihrer Intensität und ihrer Verbreitung zugenommen haben, bewirkt das keine Veränderung in den Lebenswelten oder eine unidirektionale Entwicklung in verschiedensten Bereichen des Lebens im Sinne einer Ursache-Wirkung-Verbindung. Die Prägräfte, die Medien entwickeln, sind immer ein Produkt komplexer Wechselwirkungen – Fragen zum Zusammenhang von Medien und Migration verweisen daher auch auf einen zusätzlichen Aspekt der Mediatisierung. In diesem Kontext ist Mediatisierung also bezogen auf einen „bestimmten Ansatz der empirischen Forschung zum Wechselverhältnis von Medienwandel und soziokulturellem Wandel“ (HEPP et al. 2011: 10). Dieser Zugang zur Mediatisierungsforschung wird durch das Konzept der Konnektivität beziehungsweise der kommunikativen Vernetzung greifbarer. Konnektivität bezeichnet hierbei jedes Herstellen kommunikativer Beziehungen oder Verbindungen, wobei diese unterschiedlicher Natur sein können und sich drei große Typen von Kommunikation abgrenzen lassen: Face-to-Face-Interaktion, mediatisierte Interaktion und mediatisierte Quasi-Interaktion. Alle drei sind für translokal lebende Menschen in unterschiedlichem Ausmaß von Bedeutung.

Die Face-to-Face-Interaktion ist das direkte Gespräch mit anderen Menschen, das eine Ko-Präsenz beider oder aller GesprächspartnerInnen als Voraussetzung hat und somit in einem „geteilten raum-zeitlichen Referenzsystem stattfindet“ (HEPP et al. 2011: 11). Mediatisierte Interaktion ist von diesem geteilten raum-zeitlichen Referenzsystem losgelöst, bleibt aber auf definierte Personen gerichtet – zu diesem Kommunikationstypus gehört also jede gezielte Kommunikation von Menschen, die über technische Hilfsmittel geführt wird (vgl. HEPP et al. 2011: 11); diese kann schriftlich oder mündlich stattfinden und beinhaltet somit (Video-)Telefongespräche ebenso wie Kommunikation über Messengerdienste oder E-Mails. Dadurch kann das Gespräch eine unmittelbar folgende Antwort verlangen oder über längere Zeiträume aufrechterhalten werden. Für die Unterscheidung zur mediatisierten Quasi-Interaktion ist aber von Bedeutung, dass es immer in dialogischer Form abgehalten wird; mediatisierte Quasi-Interaktion hingegen definiert sich über den Gebrauch der weiter oben bereits ausführlicher besprochenen „großen“ Medien: Massen- und öffentliche Kommunikation geschieht als Monolog und ist nicht an bestimmte, einzelne AdressatInnen gerichtet. Durch technische Möglichkeiten wie Internetradio und Satellitenfernsehen sind diese Medien heute global verfügbar.

Medialen MigrantInnen steht also ein breites Feld an Kommunikationsmöglichkeiten offen – per definitionem sind für translokale Personen aber in Bezug auf die Beziehungen zum Herkunftsland vor allem die beiden letzteren von Bedeutung, weil sie „ein translokales Erstrecken von Kommunikationsnetzwerken über den aktuellen Lebensort hinaus ermöglichen“ (HEPP et al. 2011: 12).

Auch schon vor diesen neuen technischen Entwicklungen war Kommunikation immer ein Thema, das sich durch komplexe Netzwerke auszeichnet. Für translokale Familien bedeuten Kommunikationsnetzwerke all jene Beziehungen, die durch mehr oder weniger dauerhaft aufrechterhaltene Strukturen von Kommunikation entstehen – quasi soziale Netzwerke, die sich durch die wiederholte Kommunikation verstärken und ausweiten. Durch die Möglichkeit mediatisierter Kommunikation sind diese Netzwerke heute nicht mehr räumlich begrenzt, sondern können sich theoretisch global ausbreiten – immer mehr neue Mitglieder und Knotenpunkte können so erschlossen werden, solange es Menschen gibt, die innerhalb des Netzwerks kommunizieren können. Diese Strukturen nachvollziehen zu können, ist aber nicht einfach; auch tauchen sie nicht einfach auf, sondern sind – wie im folgenden Kapitel erläutert wird –

auf eine immer wieder erfolgende Re-Strukturierung und Re-Artikulierung angewiesen. Dazu kommt, dass jedeR AkteurIn in mehreren Kommunikationsnetzwerken agiert und diese somit nicht hermetisch abgeriegelt, sondern vielmehr miteinander verbunden und verflochten sind.

Für translokale MigrantInnen gilt das doppelt: Neben den Netzwerken des Herkunfts- und des Ziellandes der Migration besteht oft auch ein Netzwerk der Herkunftsgesellschaft im Zielland. Von besonderer Bedeutung ist es daher, MigrantInnen „in Hinblick auf deren ethnische Vergemeinschaftung nicht einfach als einen im Ausland lebender Teil einer Nation zu begreifen, sondern das Spezifische dieser kulturellen Form von Vergemeinschaftung zu betonen.“ (HEPP et al. 2011: 30) Das Konzept der Diaspora umfasst ebenjene Gruppe – eine migrantische, ethnische Vergemeinschaftungsform, die durch ein geteiltes Identitätsverständnis ein gemeinsames Gefühl subjektiver Zugehörigkeit erlangt. Menschen, die Teil der Diaspora sind, können räumlich auch über mehrere Nationalstaaten verteilt sein. Dies zeigt auch die Bedeutung der Medienkommunikation für die Diaspora auf: Gerade weil sie sich dadurch auszeichnet, dass ihre Angehörigen räumlich weit verteilt sind oder sein können und sie gegebenenfalls „kein gemeinsames geographisches Territorium haben, sind Medien für deren heutige Form der Artikulation konstitutiv“ (HEPP et al. 2011: 31). Medienkommunikation kann dabei in Form der Nutzung großer oder kleiner Medien verstanden werden – jede Verbindung und Form von Kommunikation, die über mediatisierte Prozesse geschieht, ist für translokale MigrantInnen, die Beziehungen zum Herkunftsland einerseits und Bezugspersonen außerhalb des Herkunftslandes andererseits aufrechterhalten wollen, relevant und erleichtert das Gefühl des Zugehörigkeit, den *sense of belonging* ungemein.

2.2.4. Bedeutung der Medienkommunikation für translokale Familien

Entscheiden sich Menschen dafür, zu migrieren, stehen sie im Verlauf dieses Entscheidungsprozesses nahezu immer vor mehreren Herausforderungen, die mit einer Verlagerung des primären Wohnortes einhergehen. Eine der größten Herausforderungen ist jene, dass mit der fehlenden räumlichen Nähe gegebenenfalls auch eine verringerte Möglichkeit sozialer Interaktionen mit den Menschen, die am Herkunftsort verbleiben, einhergeht. In der Wahrnehmung vieler an Migrationsprozessen Beteiligter hat sich die Möglichkeit der Kommunikation aber im

Laufe der Menschheitsgeschichte sukzessive vereinfacht. Auch wenn in einem früheren Kapitel bereits angesprochen wurde, dass schon in historischen Migrationsprozessen der Kontakt zwischen Personen mittels Brief und ähnlichen lange bestehenden Möglichkeiten der Telekommunikation aufrecht erhalten wurde, so sind die Eindrücke zu bestätigen: In den letzten Jahrzehnten hat der bereits angesprochene Wandel in den medialen Möglichkeiten auch die Einstellung der Menschen zu Migration und Mobilität verändert. Einschneidende Mobilitätsprozesse sind daher heute nicht mehr so stark mit gravierenden Veränderungen in den sozialen Beziehungen von Migrierenden verbunden (vgl. BERG 2015: 9). Besonders für translokale Familien ist dieses hier angesprochene Wechselverhältnis von Mobilität, sozialen Beziehungen und Medienkommunikation bedeutsam, weil sie jene Gruppe sind, die mit am stärksten versuchen, die Frage zu beantworten, wie in Situationen erhöhter Mobilität zwischenmenschliche Beziehungen (inner-, aber zusätzlich auch außerhalb des familiären Kontextes) aufrechterhalten werden können.

Das Alltagsleben ist natürlich auch in nicht von Grund auf translokal lebenden Familien dadurch geprägt, dass das Zusammenleben immer „mit fortlaufenden Prozessen des Wechsels zwischen Anwesenheit mit den einen (auf der Arbeit, Zuhause, [...]) und der Abwesenheit von [...] anderen“ (URRY, zitiert in BERG 2015: 10) verbunden und dadurch auch strukturiert ist. URRY geht weiters davon aus, dass „Interaktion in Situationen geteilter Ko-Präsenz „grundlegend für das Sozialleben““ (URRY, zitiert in BERG 2015: 11) ist.

Dieser Aussage liegt die Annahme zugrunde, dass soziale Beziehungen nur durch Interaktion miteinander hergestellt und vertieft werden können. LICOPPE geht davon aus, dass sich die Entstehung von Beziehungen über viele Kontexte und Situationen erstreckt und daher über einzelne Interaktionen hinausgeht – eine Interaktion macht also noch keine Beziehung aus. Im Sinne einer interaktionistischen und konstruktivistischen Perspektive entsteht eine Beziehung also durch eine „sequence of situated exchanges and mediated interactions“ (LICOPPE 2004: 138), die jede für sich die Beziehung beeinflusst: „[e]ach of these mediated interactions reavticates, reaffirms, and reconfigures the relationship“ (LICOPPE 2004: 138). Damit Beziehungen Bestand haben, müssen sie also immer wieder aufs Neue kommunikativ hergestellt und re-artikuliert werden. Diese Notwendigkeit der wiederholten Interaktion stellt translokale Familien daher vor eine Herausforderung: Die gestiegene Mobilität

und die dadurch entstehende lang- oder längerfristige Abwesenheit von Teilen der Familie erschwert es, (regelmäßige) Kommunikation und damit Interaktion herzustellen. Durch die bisher historisch nicht in der heutigen Intensität dagewesene Vielfalt an Möglichkeiten, ebenjene herzustellen, ist das Aufrechterhalten der Kommunikation innerhalb translokaler Familien heute wesentlich einfacher. (vgl. BERG 2015: 10) In mediatisierten Beziehungen wird die Bindung zwischen den AkteurInnen dadurch aufrechterhalten, dass mittels Mediengebrauchs räumliche Entfernungen kompensiert werden und damit die emotionale Nähe trotz der geographischen Trennung besteht. Ob eine enge emotionale Verbindung auch (nur) über mediale Kommunikation ent- und bestehen kann, wurde und wird, vor allem was das Internet betrifft, gesellschaftlich bezweifelt – besteht die Möglichkeit, starke Verbindungen und Gemeinschaften nur über Online-Gespräche aufrechtzuerhalten oder erst neu zu erschließen, ohne sich jemals gesehen zu haben? Für jene, die nicht selbst solche Beziehungen (er-)leben, ist dies oft schwer vorstellbar. Dass Debatten diesbezüglich mit großer Intensität geführt werden, ist ein Symptom der Schwierigkeit ebendieser Vorstellung, Beziehungen ohne physische Ko-Präsenz im Sinne einer Face-to-Face-Interaktion aufrechtzuerhalten. (vgl. LICOPPE 2004: 139)

LICOPPE unterscheidet hier zwei Typen einer Beziehung, die primär oder ausschließlich über mediatisierte Kommunikation stattfinden können, wobei nur einer der beiden Typen für die vorliegende Forschungsfrage relevant ist: in diesem Fall werden Beziehungen durch eine gemeinsame Verbindung geformt, wie zum Beispiel

„the initial sharing of a common place from which the actors moved away, as in the case of parents who remain in their home regions after their children move away, or in the case of diasporas.” (LICOPPE 2004: 139)

Er nennt diesen Kontext der gemeinsamen Ausgangslage oder des verbindenden Ortes das „substitution model“: Medien werden also genutzt, um die Face-to-Face-Interaktion zu ersetzen und bestehende Beziehungen aufrecht zu erhalten; die verwendeten Medien kompensieren dabei zumindest teilweise die räumliche Trennung und reaktivieren damit die schon vor der Migration bestehende Verbindung des real existierenden Ortes auch über die Distanz hinweg. (vgl. LICOPPE 2004: 139) Für translokal lebende Familien wird Medienkommunikation so zur Notwendigkeit, um bestehende Beziehungen in veränderter Qualität, aber nicht zwingend auch Intensität aufrecht zu erhalten; fehlende Face-to-Face-Interaktion bedeutet somit nicht mehr

zwangsläufig, dass soziale Beziehungen verloren gehen oder abgeschwächt werden. Ob die mediatisierte Kommunikation aber die physische Ko-Präsenz wirklich gleichwertig ersetzt, wird in den in Kapitel 5 besprochenen Interviews geklärt werden. Wichtig ist auch, hervorzuheben, dass die Qualität der Beziehungen natürlich auch von den verwendeten Medien abhängig ist. In diesem Zugang wird auch deutlich, was weiter oben bereits angesprochen wurde: dass neue Medien zwar neue Möglichkeiten der Beziehungsbildung erleichtern, aber nicht unbedingt erst ermöglichen. Das „Defizit“, das möglicherweise durch die fehlende räumliche Nähe empfunden wird, kann so ausgeglichen werden.

Der Vollständigkeit halber soll auch der zweite von LICOPPE angesprochene Typus noch erwähnt werden: In diesem wird eine Beziehung über Distanz hinweg mittels elektronischer Medien aufgebaut, ohne dass die AkteurlInnen sich treffen oder einen real existierenden Raum miteinander teilen, an dem die Verbindung verwurzelt ist oder entstehen konnte. Es geht also hier nicht um ein Aufrechterhalten „real“ existierender Beziehung, sondern vielmehr um eine rein virtuell geführte Verbindung. (vgl. LICOPPE 2004: 139).

Um auf den Aspekt der familiären Bindung näher einzugehen, soll das Konzept des *Doing Family* noch kurz erklärt werden. Dies geht – analog zu eben beschriebenen Theorien der Bildung von Bindungen generell – davon aus, dass Familie ein Konstrukt sei, dass „durch aktives Handeln der Personen laufend rekonstruiert werde“ (MONZ 2018:43). Sie ist also keine statische Institution, sondern ein fluides System, das erst durch die Interaktion konzipiert wird. Somit ist Familie auch keine selbstverständlich bestehende Ressource, sondern wird durch Praktiken zur Gestaltung des Familienalltags aufrechterhalten – Gemeinsamkeit entsteht so durch Traditionen und Rituale, die (meist von den älteren Generationen) etabliert werden, um ein Gefühl von Zusammenhalt und eine-Familie-Sein zu erschaffen und aufrechtzuerhalten. Im Unterschied zu normativ geprägten Familiendefinitionen, bei welchen Familie auch „sich räumlich nah sein“ bedeutet, wird Familie im translokalen Sinn eher verstanden als ein besonderes Netzwerk, das auf verlässlichen, emotionsbasierten und persönlichen Fürsorge- und Austauschbeziehungen besteht. Diese Familiennetzwerke können sich auch (phasenweise oder langfristig) über mehrere Orte erstrecken. Translokale Familien sind daher besonders gefordert, wenn es darum geht, Routinen und Rituale fest im familiären Alltag zu etablieren und diese immer wieder neu

herzustellen, um bewusst an Beziehungen zu arbeiten. Besonders bei Familien, die regelmäßige physische Ko-Präsenz im familiären Alltag etabliert haben – sich also zu bestimmten Zeiträumen über eine längere Dauer auch Face-to-Face begegnen – ist es wichtig, diese Rituale auch aufeinander abzustimmen: An unterschiedlichen Orten werden so von den einzelnen Familienmitgliedern gegebenenfalls eigene Rituale geschaffen, die dann in Zeiten der Ko-Präsenz aufeinander abgestimmt werden müssen, um als Familie zu funktionieren. (vgl. MONZ 2018: 43f.)

3. Methodik: Qualitative Interviews

In Interviews mit rund zehn InterviewpartnerInnen, die verschiedenen Migrationsgenerationen angehören und teilweise aus den gleichen Familien stammen, soll die Translokalität und die Teilnahme am transnationalen Leben im Generationenvergleich untersucht werden. Die Interviews werden anhand eines Interviewleitfadens durchgeführt und zielen auf verschiedenste Aspekte transnationalen Lebens ab: Zum einen auf die mediatisierten Netzwerke (Welche Medien werden genutzt und warum? Wie hat sich dadurch die Kommunikation und Beziehung mit der und zur Familie verändert?), zum anderen, größeren Teil aber auf konkrete Praktiken des Lebens in transnationalen Familien. Der Interviewleitfaden bezieht sich dabei im Detail auf familienbezogene Praktiken wie das Aufrechterhalten familiärer Traditionen und persönlicher Netzwerke sowie deren Veränderungen, soziokulturelle Praktiken wie etwa die Mitgliedschaft in Vereinen oder „hometown associations“ sowie wirtschaftliche und politische Praktiken – zum Beispiel die Teilnahme an der Politik beider Länder oder unternehmerische Verbindungen. Auch Fragen nach finanziellen Entscheidungen, die aufgrund der Translokalität getroffen werden sowie finanzieller Unterstützung von in den Herkunftsländern lebenden Familienmitgliedern sollen hier beantwortet werden. Insgesamt soll der Schwerpunkt der Auswertung der Interviews auf die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Generationen gelegt werden. Die geführten Gespräche werden aufgezeichnet, transkribiert beziehungsweise protokolliert und nach der qualitativen Inhaltsanalyse von Mayring bearbeitet. Anschließend wird untersucht, ob sich aus den Interviews Gemeinsamkeiten bilden lassen oder ob absehbar ist, worauf bestehende Unterschiede beruhen.

Um die Forschungsfragen zu beantworten, musste entschieden werden, ob diese mittels qualitativer oder quantitativer Forschungsmethoden untersucht werden sollten. Die klare Trennung und Dichotomisierung beider Methoden scheint nicht zielführend zu sein; zum einen weisen sowohl qualitative als auch quantitative Forschungsmethoden Vor- und Nachteile auf, zum anderen nimmt die verwendete Datenanalyse der qualitativen Inhaltsanalyse eine Zwischenposition ein, da sie, wie in Kapitel 3.4. erläutert wird, auch quantitative Aspekte miteinbezieht – etwa die Verarbeitung der Ergebnisse im Sinne von Kategorienhäufigkeiten. Zielführender wäre es daher, von einer *qualitativ-orientierten Inhaltsanalyse* zu sprechen. (vgl. MAYRING

2015: 17) Die Entscheidung, qualitative Interviews oder Befragungen durchzuführen, wurde vor allem aufgrund der Komplexität der Forschungsfragen und deren enger Verknüpfungen miteinander getroffen – Lebensentwürfe von MigrantInnen sind komplex und individuell, weswegen längere Interviews sinnvoll(er) erschienen, um bestimmte Zusammenhänge und kausale Verknüpfungen effektiver herausarbeiten zu können als dies bei quantitativen Methoden möglich wäre. An dieser Stelle sei angemerkt, dass die vorliegende Diplomarbeit als explorativ anzusehen ist – die Aussagekraft der Interviews ist aufgrund der kleinen Stichprobe begrenzt und nicht als repräsentativ anzusehen. Eine für quantitative Studien passende Stichprobe zu finden, die neben einer ausreichenden Vergleichbarkeit auch verallgemeinerbare Ergebnisse liefern kann, schien im Rahmen der vorliegenden Diplomarbeit nicht möglich.

3.1. Art und Durchführung der Interviews

Die Interviews wurden in Form einer teilstrukturierten, offenen Befragung durchgeführt. Bei teilstrukturierten Interviews handelt es sich um „Gespräche, die aufgrund vorbereiteter und vorformulierter Fragen stattfinden, wobei die Abfolge der Fragen offen ist.“ (ATTESLANDER 2003: 148) Dadurch ergibt sich eine gewisse Offenheit, während des Gesprächs aufkommende Thematiken aufzunehmen und aufgrund derer weiterführende Fragen zu entwickeln. Das führt zwar gegebenenfalls zu einer geringeren Vergleichbarkeit der Ergebnisse, weil der Schwerpunkt nicht (nur) von der/dem Interviewenden gesetzt wird, sondern auch die Befragten in die Gesprächsführung einwirken – durch das Zurückgreifen auf die Inhalte des Gesprächsleitfadens sollen aber dennoch die vorher abgesteckten Analysekategorien durch Behandeln aller Themen abgedeckt werden. Die geringere Strukturiertheit dient außerdem eher dem Erfassen qualitativer Aspekte, als dies beispielsweise bei einer Fragebogenstudie der Fall wäre. Die offenen Fragen erlauben und erfordern von den InterviewpartnerInnen freie Antworten.

Die gewählten Fragen waren offene Fragen, bei denen die Interviewten mit unmittelbar verfügbarem Wissen antworten konnten und sollten und die theoriegeleitet und hypothesengerichtet formuliert wurden. (vgl. FLICK 2017: 203)

Alle Befragungen wurden im Dezember 2019 von mir selbst durchgeführt, nachdem im Vorfeld telefonisch Termine dafür vereinbart worden waren. Zu Beginn der Interviews wurde das Thema der Diplomarbeit grob umrissen, der Zeitrahmen abgesteckt, sowie offene Fragen beantwortet. Vor der ersten Frage nach persönlichen Daten wurde den Interviewten außerdem ihre Anonymität zugesichert und das diesbezügliche Vorgehen (Anonymisierung der Namen sowie aller Daten, die Rückschlüsse auf die jeweilige Person geben könnten) erläutert. Auch das Einverständnis bezüglich der Aufzeichnung und Transkription des Gesagten wurde von allen Interviewten beziehungsweise deren Erziehungsberechtigten eingeholt. Die Interviews dauerten im Durchschnitt etwa dreißig bis vierzig Minuten und wurden in verschiedenen Räumlichkeiten – den Wohnungen beziehungsweise dem Arbeitsplatz/der Schule der Befragten – durchgeführt. Alle Gespräche wurden mittels Smartphone aufgezeichnet. Die Transkripte (siehe Anhang) umfassen im Durchschnitt sieben Seiten pro Interview, wobei beim Großteil der Interviews zwei Personen gleichzeitig interviewt wurden, um unterschiedliche Positionen und Reaktionen auf diese darstellen zu können. Der meist gegebene familiäre oder freundschaftliche Kontext unter den InterviewpartnerInnen trug außerdem zu einer angenehmen Atmosphäre bei.

3.2. Auswahl der InterviewpartnerInnen

Die InterviewpartnerInnen wurden gezielt nach bestimmten Kriterien ausgewählt. Gesucht wurden Personen mit Migrationshintergrund aus Ex-Jugoslawien, die zwei unterschiedlichen Migrationsgenerationen angehören sollten. Die Interviewten sollten entweder als Erwachsene migriert sein, also der ersten Migrationsgeneration angehören, oder Teil der zweiten Migrationsgeneration sein – dazu zählen all jene, die vor dem sechsten Lebensjahr migriert sind oder aber bereits in Österreich geboren wurden. Diese Personen wurden also nicht im Herkunftsland der Eltern oder eines Elternteils sozialisiert, sondern in Österreich.

Mit der Unterstützung zweier Personen aus meinem persönlichen Umfeld, die als InterviewpartnerInnen in Frage kamen und sich auch als solche bereitklärten, wählte ich meine GesprächspartnerInnen aus einer Gruppe von Menschen, die sich mittels Schneeballprinzip gefunden und zu einem Interview bereit erklärt hatten, so aus, dass ein möglichst diverses, aber nicht zu breites Feld an Interviewten entstand. Diese

persönliche, wenn auch nicht immer direkte Beziehung ermöglichte eine Vertrauensbasis, die wiederum eine offene Gesprächskultur förderte und so möglichst ehrliche und unverfälschte Antworten – soweit diese im Rahmen eines Interviews möglich sind, siehe Kapitel 3.1. – lieferte. Insgesamt wurden zehn Personen interviewt, die den oben genannten Kriterien entsprachen, wobei drei Interviews mit jeweils zwei Generationen einer Familie geführt wurden. Die restlichen vier Interviewten gehören unterschiedlichen Familien an, sind aber auch der ersten und zweiten Migrationsgeneration zuzurechnen. Insgesamt bewegten sich alle InterviewpartnerInnen in einem Altersrahmen von 15 bis 57 Jahren, sie haben unterschiedliche Staatsbürgerschaften und sind Angehörige jener drei Religionen, die in der Balkanregion am häufigsten vertreten sind. Aus Gründen der besseren Vergleichbarkeit haben alle Interviewten einen Migrationshintergrund aus Kroatien oder Bosnien-Herzegowina.

Alle GesprächspartnerInnen erhielten vor dem Interview grobe Informationen dazu, welche Forschungsfragen in der vorliegenden Diplomarbeit behandelt und infolgedessen im Interview besprochen werden sollten, die konkreten Fragen beziehungsweise deren Reihenfolge ergab sich im Gespräch.

3.2. Interviewleitfaden: Schwerpunkte und Erläuterung

Den Ausgangspunkt für die Erstellung des Interviewleitfadens bildeten die drei Forschungsfragen, die im Rahmen dieser Diplomarbeit beantwortet werden sollen – die drei übergeordneten Themen waren demnach, welche translokalen Praktiken von in Österreich lebenden Menschen mit Migrationshintergrund aus Ex-Jugoslawien gelebt werden, wie sich diese Praktiken im Generationenvergleich unterscheiden und welche Rolle neue Informations- und Kommunikationstechnologien diesbezüglich spielen. Der ausgearbeitete Interviewleitfaden diente als Grundgerüst für die Leitfragen, die im Rahmen der Interviews beantwortet werden sollten, der methodische Rahmen eines qualitativen Interviews lässt jedoch eine Reihung der Fragen je nach Gesprächsverlauf zu. Eine fixe standardisierte Reihenfolge der Fragen beziehungsweise ein fest definierter Wortlaut wurde deshalb nicht angewendet, um die Vertiefung ins jeweilige Thema und die Möglichkeit des gezielten Nachfragens nicht zu stören.

Um die wichtigsten Aspekte herauszufiltern, wurden die Forschungsfragen in mehrere Teile aufgegliedert. Dies vereinfachte das Erstellen der Leitfragen, weil damit besser erkannt werden konnte, welche Inhalte im Zuge der Interviews abgefragt werden sollten. Die in den vorherigen Kapiteln besprochene Theorie bildete hierbei die Grundlage. Die fünf großen Leitthemen wurden wiederum in kleinere Unterpunkte und Teilfragen gegliedert, um die einzelnen Aspekte translokalen Lebens möglichst breit abzudecken. Die verwendete Fassung des Interviewleitfadens findet sich im Anhang der Diplomarbeit.

Zuallererst wurden neben dem Einverständnis zur Aufzeichnung des Interviews und zur Analyse der Inhalte im Sinne der Datenschutzgrundverordnung auch persönliche Daten der Interviewten abgefragt. Besonders relevant sind hier die Frage nach der Staatsbürgerschaft sowie nach dem Zeitpunkt der Migration im jeweiligen Lebenslauf, zum einen, um die Personen der jeweiligen Migrationsgeneration zuzuordnen, zum anderen, weil die Staatsbürgerschaft in weiterführenden Fragen noch von Bedeutung sein würde.

Als Hauptteil des Interviews wurden vier Kernbereiche translokalen Lebens erfragt, die in weitere Unterpunkte eingeteilt wurden– um den Gesprächsfluss möglichst natürlich zu halten, wurde die Reihenfolge ihrer Abfrage variabel gehalten. Im Interviewleitfaden sind sie in ihrer Reihenfolge an die theoretischen Kapitel dazu angelehnt. Die besprochenen Kategorien waren familienbezogene, soziokulturelle, wirtschaftliche und politische Praktiken. Den quantitativen Schwerpunkt in den Interviews stellte die erste Kategorie dar: Hier wurde erfragt, welche Familienmitglieder und Bezugspersonen der Interviewten im Herkunftsland leben und wie sich die Beziehung zu ebenjenen darstellt. Auch die Besuchsdauer und -häufigkeit wurden erfragt. Besonders interessant war die Frage nach familiären Traditionen im Sinne gemeinsamer Feiertage oder Anlässe – welche Erwartungshaltungen werden hier vielleicht auch an den migrierten Teil der Familie gestellt? Je nach Lebenssituation der Interviewten wurde auch erfragt, ob diese in den Schulferien auch längere Zeiträume im Herkunftsland (der Eltern) verbringen. Die Veränderung der Beziehungen im Verlauf der Translokalität war ebenfalls Teil der Interviews. Im Unterpunkt „soziokulturelle Praktiken“ sollten die Interviewten angeben, ob eine Mitgliedschaft in Kulturvereinen oder anderen Organisationen des jeweiligen Landes besteht oder bestand und wie intensiv diese ist. Die Frage wurde bewusst offen gehalten, um die

GesprächspartnerInnen in ihrer Definition von Kultur nicht zu sehr einzuschränken und so eine Erwartungshaltung in Bezug auf die Antwort zu reduzieren. Fragen zu politischen Praktiken beinhalteten Themen der Beteiligung an der Politik des Herkunfts- sowie Ziellandes und inwiefern diese mit der eigenen Staatsbürgerschaft und der empfundenen Verbindung zum jeweiligen Land zusammenhängt. Die Fragen zu wirtschaftlichen Verbindungen waren breiter gefächert: Erfragt wurden so etwaige Nutzungen der Preisunterschiede beider Länder, wirtschaftliche Verbindungen im Sinne unternehmerischer Tätigkeiten sowie die Frage nach Remissen und dem „flow of material goods“ – also der Unterstützung von im Herkunftsland lebenden Familienmitgliedern und FreundInnen, die durch finanzielle oder materielle Zuwendungen gelebt wird.

Die dritte Forschungsfrage wurde ebenfalls in einem eigenen Unterpunkt behandelt – hier wurden die Interviewten zur Nutzung von Medien des Herkunftslandes befragt, wobei sowohl kleine als auch große Medien Gegenstand der Frage waren. In einem Rückgriff auf die familienbezogenen Praktiken wurde außerdem erfragt, ob und wie sich die Kommunikation mit Bezugspersonen im Herkunftsland durch die Nutzung ebenjener Medien verändert hat.

Abschließend wurden die InterviewpartnerInnen nach möglichen Rückkehrabsichten befragt. Konnten oder können sie sich vorstellen, in das eigene Herkunftsland beziehungsweise das Herkunftsland der Eltern (zurück) zu migrieren? Welche Gründe sprechen für, welche gegen eine eventuelle Remigration? Weiters sollte eruiert werden, an welche Bedingungen eine mögliche Rückkehr gekoppelt wäre oder welche Ausschlusskriterien diese verhindern.

Diese Unterteilung in fünf große Schwerpunkte bildete also zum einen das Grundgerüst für die durchgeführten Interviews, zum anderen stellte die Kategorienbildung auch bei der anschließenden Inhaltsanalyse nach Mayring eine große Hilfe dar.

3.3. Protokollierung der Interviews

Wie bereits erwähnt wurden alle Interviews aufgezeichnet und anschließend verschriftlicht, um die folgende Inhaltsanalyse nach Mayring zu erleichtern. Aufgrund der Länge und der breit gefächerten Themen sowie der Gesprächssituation – in der teilweise mehrere Personen gleichzeitig interviewt wurden – wurde die Entscheidung getroffen, die Interviews zu transkribieren, und nicht nur auf ein aus dem Gedächtnis gefertigtes Interviewprotokoll zurückzugreifen. Bei der Transkription wird das Gesprochene verschriftlicht. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wurden Dialekte in Standarddeutsch oder zumindest gehobene Umgangssprache bereinigt, Füllwörter teilweise entfernt und sprachliche Schwierigkeiten – die deutsche Sprache stellte für einige InterviewpartnerInnen nicht die Erstsprache dar – in verständliches und korrektes Deutsch umgewandelt. Alle Angaben – Namen, Ortsangaben kleinerer Städte – wurden anonymisiert, sodass keine Rückschlüsse auf die InterviewpartnerInnen gezogen werden können.

Im Transkript sind die Fragen der Interviewenden kursiv dargestellt, die Befragten wurden mittels eines zwei- bis dreistelligen Codes anonymisiert. In diesem bezeichnet die erste Ziffer die fortlaufende Zahl des Interviews nach dem Zeitpunkt der Durchführung, die zweite Ziffer steht für die Migrationsgeneration, der der/die jeweilige Befragte angehört. Wurden mehrere Angehörige der gleichen Generation innerhalb eines Interviews befragt, wurden diese fortlaufend alphabetisch gekennzeichnet, anschließend an die jeweilige Nummerierung. Die InterviewpartnerInnen des ersten Interviews wurden so zu 11 (erste Migrationsgeneration) und 12 (zweite Migrationsgeneration), die Befragten des vierten Interviews zu 42a, 42b – analog dazu wurde allen Befragten eine Ziffer zugewiesen. Neben den Transkripten wurden außerdem Zeilennummern eingefügt, um ein Wiederfinden der codierten Textstellen aus den Interviews in der Analyse zu erleichtern.

3.4. Inhaltsanalyse nach Mayring

Bei der Entwicklung einer qualitativen Inhaltsanalyse sollen immer mehrere Grundsätze bedacht und beachtet werden – dazu gehören unter anderem die wissenschaftliche Orientierung am Alltag im Sinne eines Anknüpfens an alltägliche Prozesse des Verstehen und Interpretieren des vorliegenden sprachlichen Materials, sowie die Übernahme der Perspektive des oder der InterviewpartnerIn. Weiters sind

eine Darlegung des Vorverständnisses des Interviewenden, um etwaige Vorbehalte nachvollziehen zu können und die Tatsache, dass eine Interpretation des sprachlichen Materials nie vollkommen abgeschlossen ist und vom/von der Interviewenden abhängt, d.h. dass es immer eine Möglichkeit der Re-Interpretation gibt, ebenfalls Grundsätze, die die Analyse leiten sollen. (vgl. MAYRING 2015: 32, 38) Das Betonen des letzteren Aspekts ist auch dahingehend von Bedeutung, als dass qualitativen Methoden oft eine mangelnde intersubjektive Nachvollziehbarkeit vorgeworfen wird. Dieser Kritik will die qualitative Inhaltsanalyse insofern entgegenhalten, indem sie Textmaterial zu inhaltsanalytischen Kategorien zuordnet um so eine systematische Analyse zu ermöglichen und den Interpretationsvorgang durch inhaltsanalytische Regeln zu kontrollieren. Dies erleichtert das Nachvollziehen der Analyse für Andere, wobei das Kategoriensystem einen zentralen Punkt in der Inhaltsanalyse darstellt. Dieser Aspekt muss daher schon beim Erstellen des Interviewleitfadens mitgedacht werden. Anhand eines Kodierleitfadens, der die Kategorien definiert, wird das gesamte Daten- oder Interviewmaterial ausgewertet, um die für die Interpretation und Diskussion wichtigen Aspekte zu filtern.

Als erster Schritt der qualitativen Inhaltsanalyse wird das gesammelte Interviewmaterial analysiert, um anschließend den Kodierleitfaden zu entwickeln. Diese Filterung des vorliegenden Materials ist notwendig, da nicht alle Aspekte, die im Interview auftauchen, auch für die Beantwortung der Forschungsfragen Relevanz haben. Erst anschließend werden die Kategorien für den Kodierleitfaden definitiv festgelegt. Wie soeben angesprochen, können die Kategorien zum einen aus zuvor definierten Aspekten entwickelt werden – als deduktive Kategorien werden all jene Kategorien bezeichnet, die schon vor dem Interview anhand der Literatur zum Thema festgelegt wurden. Das heißt auch, dass Vorannahmen, die aufgrund der Theorie bestehen, erheblichen Einfluss auf die Bildung dieser Kategorie haben. Im Fall der vorliegenden Diplomarbeit sind den deduktiven Kategorien alle Themen zuzurechnen, die auch mit dem Interviewleitfaden beantwortet werden können, d.h. verschiedene Aspekte translokalen (Er-)Lebens ebenso wie die Nutzung verschiedener Medien und eventuelle Rückkehrabsichten. Induktive Kategorien sind hingegen all jene, die sich erst aus der Sichtung des Interviewmaterials ergeben – etwa Themen, die, obwohl sie nicht gezielt erfragt werden, dennoch in einem Großteil des Interviews zur Sprache kommen, wie etwa das Empfinden der eigenen Identität und Fragen der Zugehörigkeit zu einer oder beiden Welten, zwischen denen translokale MigrantInnen agieren. In

dieser Arbeit werden daher sowohl deduktive als auch induktive Kategorien verwendet. Die Einteilung in Oberkategorien – die das wesentliche Thema beschreiben – und Unterkategorien – die die Oberkategorien in weitere, kleinere Aspekte unterteilen – wird ebenfalls schon im Zuge der Erstellung des Interviewleitfadens für die deduktiven Kategorien vorgenommen. (vgl. MAYRING 2015: 50ff)

Die Theorie der Inhaltsanalyse nach Mayring setzt den Prozess im Anschluss an den Kodierleitfaden wie folgt fort: Die Interviews werden gefiltert und relevante Aussagen den jeweiligen Kategorien zugeordnet, die entsprechenden Textstellen werden anschließend im Zuge einer Paraphrasierung auf den Kern der Aussage reduziert. Die Paraphrasen werden dann generalisiert, ohne den Inhalt zu verändern. Diese Auswertung kann in einer separaten Tabelle dargestellt werden. Das so kategorisierte und generalisierte Material wird sortiert, sich wiederholende Aussagen werden gestrichen – so kommt je Kategorie eine Sammlung des wichtigsten Materials zustande. (vgl. MAYRING 2015: 72) Die Ergebnisse der Analyse der qualitativen Interviews, die anhand der hier beschriebenen Theorie zur Inhaltsanalyse nach Kategorien geordnet wurden, werden in Kapitel 5 ausführlich interpretiert und diskutiert.

4. Geschichte der Migration zwischen Ex-Jugoslawien und Österreich

Wie in Kapitel Eins und Zwei bereits angesprochen, verzeichnet Österreich spätestens seit den 1960er-Jahren einen positiven Wanderungssaldo – die Migrationsprozesse tragen zum Bevölkerungswachstum stark bei. Vor den 1960er-Jahren war Europa als ganzer Kontinent betrachtet ein Auswanderungskontinent, den von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum frühen 20. Jahrhundert über 50 Millionen Menschen verließen – der Großteil davon wanderte in die USA aus. Besonders bedeutende Migrationsbewegungen waren jene im Kontext der beiden Weltkriege: Diese waren von Flucht und Vertreibung geprägt. Neben den Vertreibungen der Zwischenkriegszeit, die ebenfalls in Millionenhöhe anzusetzen sind, gehen Schätzungen von erneuten rund 50 Millionen Menschen aus, die im Zuge des zweiten Weltkriegs und in der unmittelbaren Nachkriegszeit dessen vertrieben wurden oder fliehen mussten. (vgl. GEBHARDT et al. 2013: 354) Rund 30 Millionen davon waren Menschen, die zwischen 1945 und 1950 in Ost- und Mitteleuropa von Flucht, Vertreibung und Umsiedlungsaktionen betroffen waren. (vgl. FASSMANN, MÜNZ 2000: 17f.)

Ab den 1950er-Jahren veränderten sich die Europa betreffenden Migrationsprozesse und die westlichen und nördlichen Länder Europas wurden primär zu Einwanderungsländern, überschritten also den *tipping point*, der den negativen zu einem positiven Wanderungssaldo drehte. Wichtig ist hier zu erwähnen, dass innereuropäische Wanderungsbewegungen lange Zeit hindurch vor allem aus Regionen der (süd-)europäischen Peripherie hin zu nördlich gelegenen Industriestaaten geschah – eine Migration von Ost- nach Westeuropa und umgekehrt wurde lange durch Ost-West-Konflikte und den eisernen Vorhang verhindert. (vgl. GEBHARDT et al. 2013: 354) Dennoch ist Österreich schon länger ein Einwanderungsland: Seit 1961 hat die EinwohnerInnenzahl Österreichs allein durch Zuwanderung um rund 1,3 Millionen Personen zugenommen. Große Immigrationszahlen wiesen vor allem die 1960er- und 1970er-Jahre durch die sogenannten „GastarbeiterInnen“ aus verschiedenen Regionen innerhalb- und außerhalb Europas auf, die Zuwanderung der 1990er-Jahre war zum Großteil durch die Jugoslawienkriege bedingt und jene der 2010er-Jahre (vor allem 2015 und 2016) durch die verstärkte Migration aus dem Nahen Osten.

Diese historischen Entwicklungen zeigen sich auch an den Daten der Statistik Austria: 1974 betrug der Anteil von ausländischen StaatsbürgerInnen an der österreichischen Bevölkerung rund 4%, Anfang der 1990er-Jahre stieg der Prozentsatz auf 8%. Nach einer Stagnationsphase, die vor allem durch strengere Regulierungen bei den Beschäftigungs- und Aufenthaltsgesetzen bewirkt wurde, stieg die Zahl seit Beginn der 2010er-Jahre erneut. Am 1. Jänner 2019 lebten in Österreich rund 1,44 Millionen ausländische Staatsangehörige: Das sind etwa 16,2% der Gesamtbevölkerung. (vgl. STATISTIK AUSTRIA 2019: 26)

Dass ein Großteil dieser Bevölkerung aus dem ehemaligen Jugoslawien stammt, wird in der untenstehenden Grafik der STATISTIK AUSTRIA aus dem Jahr 2018 deutlich, die die erste und zweite Migrationsgeneration in Bezug auf das Geburtsland der Mutter vergleicht. Sowohl die erste, als auch die zweite Generation von Menschen mit Migrationshintergrund aus den Gebieten Ex-Jugoslawiens führen unter allen untersuchten Herkunftsländern die Tabelle an – was unter anderem daran liegt, dass diese Länder (wie im folgenden Abschnitt genauer beleuchtet wird) an zwei der großen Migrationsbewegungen nach Österreich beteiligt waren. So lebten 2018 rund 371.000 Menschen in Österreich, die in Ex-Jugoslawien geboren wurden, 161.000 Menschen sind der zweiten Generation zuzurechnen und sind Kinder ebenjener Frauen der ersten Generation. Diese 572.000 Personen bilden rund 26% aller in Österreich lebenden Menschen mit Migrationshintergrund. Nicht hinzugerechnet wurden in der Statistik die Bevölkerung mit Migrationshintergrund aus Slowenien und Kroatien, die mittlerweile EU-Mitglieder sind. Würden die Staaten Ex-Jugoslawiens in der Statistik der Herkunftsländer auch heute noch zusammengerechnet, würde die Bevölkerung Österreichs mit Migrationshintergrund aus diesen Staaten die größte Gruppe unter den MigrantInnen darstellen. (vgl. STATISTIK AUSTRIA 2019: 28f.)

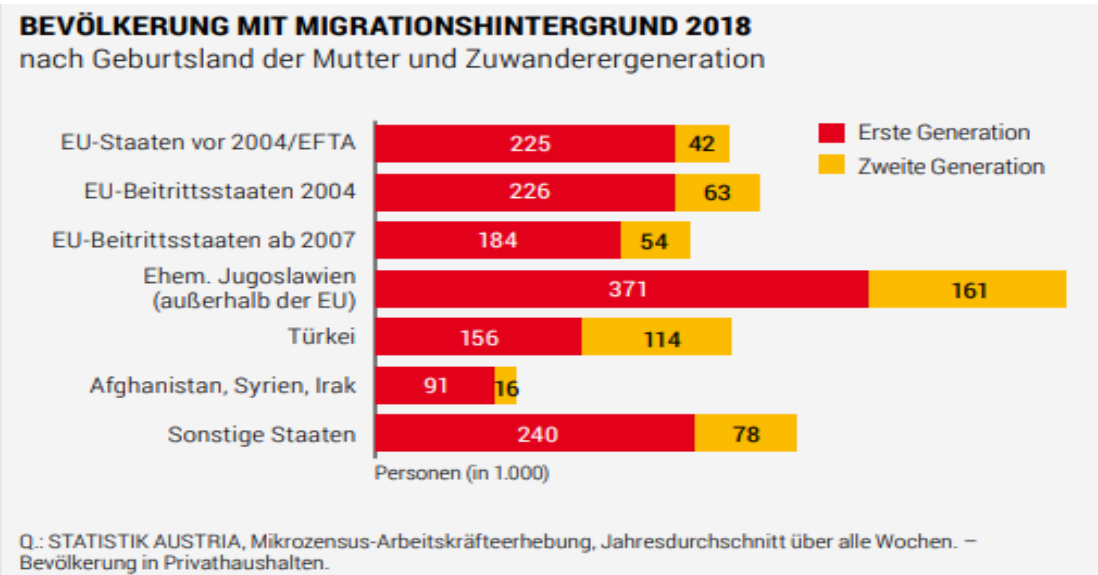


Abbildung: Bevölkerung mit Migrationshintergrund. (STATISTIK AUSTRIA 2018: 29)

4.1. Phase des Wirtschaftswachstums ab den 1950er-Jahren

Bis in die 1960er-Jahre wurde Emigration vom Staat Jugoslawien nicht erlaubt – dies war zum einen den politisch-ideologischen Umständen geschuldet, in denen die Meinung vorherrschte, Emigranten würden den Sozialismus verraten, zum anderen aber war es in Jugoslawien genauso wie in anderen Staaten Europas im Zuge des zweiten Weltkriegs zu Zerstörungen gekommen und rund zwei Millionen Menschen kamen ums Leben. Mit dem Plan des Wiederaufbaus des Staates war der Wunsch nach Emigration aber nicht oder nur schwer vereinbar – vielmehr wurde versucht, Menschen, die vor oder während dem Krieg emigriert waren, zur Remigration zu bewegen, weil angenommen wurde, dass genügend Arbeitsplätze vorhanden wären. Nach einer Wirtschaftsreform im Jahr 1965 wurde aber deutlich, dass diese Annahme nicht zutraf und geburtenstarke Jahrgänge auf einen Arbeitsmarkt drängten, der nicht genügend Angebote hatte. (vgl. GOEKE 2007: 131f.)

Der kalte Krieg und die Errichtung des Eisernen Vorhangs verringerten Österreichs Bedeutung als Zielland der Migration im Rahmen europäischer Ost-West-Wanderungen – zum einen war den BürgerInnen der kommunistischen Nachbarländer die Auswanderung fast immer untersagt, weswegen Migration nur in geringer Zahl oder aber im Sinne von Fluchtbewegungen großer Massen geschah, zum anderen waren große Teile der deutschsprachigen Bevölkerung ebenjener Länder schon vorher vertrieben worden, der Rest wählte eher die Bundesrepublik Deutschland als

Ziel und weniger Österreich. Parallel zu den oben beschriebenen Entwicklungen in Ex-Jugoslawien begann Österreich aufgrund des bestehenden Mangels an Arbeitskräften und eines steigenden Bedarfs an ebenjenen in den 1960er-Jahren damit, Arbeitskräfte aus anderen Ländern anzuwerben. Das erste Land, in dem diese Anwerbung versucht wurde, war Spanien, mit dem im Jahr 1962 ein Anwerbevertrag geschlossen wurde, der aber nicht zum Erfolg führte. Daraufhin kam es zum Anwerben von Kräften aus der Türkei ab 1964 sowie aus Jugoslawien ab 1966. Jugoslawien gestattete auf diese Anwerbung reagierend als einziges der kommunistisch regierten Länder seiner Bevölkerung eine legale Ausreise nach Österreich. (vgl. FASSMANN, MÜNZ 2000: 84f.) Neben der teilweise staatlich organisierten Arbeitsmigration verließen viele Menschen aber auch selbständig das Land oder nutzten persönliche Beziehungen in die jeweiligen Zielländer. So trat in der Zeit von 1964 bis 1970 ein regelrechter Emigrationsboom ein. (vgl. JELENIĆ 2009: 13) In der öffentlichen Diskussion um diese Zuwanderung entwickelte sich relativ schnell der Begriff „Gastarbeiter“, in dessen Bestandteilen ein klares Bild von MigrantInnen mitschwang. So entwickelte sich zum einen die Vorstellung, dass die Migrationsprozesse zeitlich begrenzt und mit einer baldigen Re-Migration in die Herkunftsländer verbunden seien („Gast“), zum anderen das Bild, dass die MigrantInnen einfachen Tätigkeiten nachgehen würden („Arbeit“).

Aber auch von Seiten der MigrantInnen war die Migration oft nur als vorübergehend geplant: Anstelle der mehrheitlich politisch motivierten Migration in den Nachkriegsjahren war diese Migrationsbewegung vornehmlich ökonomisch geprägt. MigrantInnen hatten die Hoffnung, im Ausland genügend zu verdienen, um mittels Remissen die in Jugoslawien bleibenden Familienmitglieder finanziell unterstützen zu können und nach der Rückkehr den Lebensunterhalt mit den Ersparnissen aus der Zeit zumindest mittelfristig zu sichern. Aufgrund dieser Prämissen blieben Kinder und EhepartnerInnen oft erstmals im Herkunftsland zurück und bi- oder multilokale Haushalte waren in den Anfängen dieser Migrationsbewegungen nicht selten. (vgl. GOEKE 2007: 134)

4.2. Rückwanderungen und Familiennachzug zwischen 1970 und 1990

Ab Mitte der 1970er- bis Mitte der 1980er-Jahre brachten die Ölkrise und die Rückwanderung österreichischer Arbeitskräfte aus dem Ausland zwei Aspekte mit sich, die sich auf die Migration zwischen Jugoslawien und Österreich auswirkten: Zum einen eine restriktivere Zuwanderungspolitik der westeuropäischen Länder im Allgemeinen, zum anderen einen Anwerbestopp ausländischer Arbeitskräfte in Österreich, da durch die Remigration österreichischer BürgerInnen aus dem Ausland der Wettbewerb am heimischen Arbeitsmarkt ohnehin verstärkt wurde. 1975 wurde außerdem das Ausländerbeschäftigungsgesetz verabschiedet. Dieses sprach österreichischen StaatsbürgerInnen grundsätzlich eine vorrangige Behandlung am Arbeitsmarkt zu, ausländische ArbeitnehmerInnen erhielten nun erst nach acht Jahren den sogenannten „Befreiungsschein“, mit dem ihnen uneingeschränkter Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt gewährt wurde. (vgl. BAUER 2008: 6) Diesbezüglich ist zu erwähnen, dass durch dieses Gesetz die Zuwanderung nicht gestoppt wurde, sondern vielmehr illegale Beschäftigungsverhältnisse gefördert wurden. Aufgrund dieser gesetzlichen Veränderungen kam es zu einer großen Zahl an Rückwanderungen nach Jugoslawien, die Anzahl der jugoslawischen Beschäftigten verringerte sich von 1974 bis 1976 um fast ein Drittel (vgl. WALDRAUCH, SOHLER 2004: 193), bis 1984 ging die Zahl ausländischer Beschäftigter sogar um rund 40% zurück. (vgl. BAUER 2008: 6) Auch von Seiten Jugoslawiens wurde ein zeitlich begrenzter Aufenthalt in den Zielländern der „Gastarbeiter“-Migration forciert und eine Rückwanderung als Ziel der Migrationspolitik gesetzt. Ökonomische, politische und soziale Krisen im Jugoslawien der 1980er-Jahre hielten aber dennoch viele MigrantInnen von einer Remigration ab. Diese Voraussetzungen in Kombination mit dem Anwerbestopp hatte außerdem einen weiteren unerwarteten Nebeneffekt: Nicht nur kehrten viele ArbeiterInnen nicht nach Jugoslawien zurück und blieben in den Aufnahmeländern, sondern viele verlängerten auch ihre geplante Aufenthaltsdauer und holten ihre Familien nach. Durch diesen Familiennachzug wurde die Rückwanderung weitgehend kompensiert und die Zahl der ausländischen Wohnbevölkerung in Österreich blieb nahezu gleich. (vgl. MÜNZ et al. 2003, zitiert in BAUER 2008: 6) Im Zuge dessen veränderte sich auch der Frauenanteil unter den MigrantInnen von 39,4% (1971) auf 44,4% (1981), der Anteil der Kinder stieg im selben Zeitraum sogar von 14,8% auf 22,5%, wodurch sich erstmals die Frage der Integration

von ausländischen Kindern und Jugendlichen ins österreichische Bildungssystem stellte. (vgl. BAUER 2008: 6)

4.3. Migration zur Zeit der Jugoslawienkriege in den 1990er-Jahren

Die starke Zuwanderung nach Österreich Anfang der 1990er-Jahre war zum einen durch die gute wirtschaftliche Lage Österreichs bedingt, die erneut einen Zuwachs an Arbeitskräften forderte, zum anderen entstand sie durch die kriegesischen Auseinandersetzungen, die zwischen 1992 und 2001 zu einem Zerfall des ehemaligen Jugoslawiens in die heute bestehenden Nachfolgestaaten führten. Bedeutend war auch die Kettenmigration, d.h. die Einbettung neuer ZuwanderInnen in bereits in Österreich bestehende familiäre Netzwerke. (vgl. MÜNZ et al 2003, zitiert in LUKETINA 2012: 10) Die hohe Neuzuwanderung stellte die größte Migrationsbewegung in Europa seit dem zweiten Weltkrieg dar. Von April 1992 bis Mitte 1995 kamen laut Schätzungen rund 100.000 Menschen als Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Österreich, wobei der Großteil dieser Personen 1992 aus dem Gebiet des heutigen Bosnien-Herzegowina kam (50.000 Personen), weitere 20.000 BosnierInnen folgten im Jahr 1992. (vgl. BIFFL 2011: 34) Diesen Menschen wurde neben den rund 13.000 Personen, welche bereits 1991 aus Kroatien migriert waren, ein vorläufiges Aufenthaltsrecht zugesprochen, welches aber eine Rückkehr nach Kriegsende implizierte. Von den MigrantInnen aus Kroatien kehrte der Großteil nach Ende der kriegesischen Auseinandersetzungen tatsächlich ins Herkunftsland zurück, während von den bosnischen Kriegsflüchtlingen rund zwei Drittel auch nach 1998 in Österreich blieben, (vgl. PURKART 2013: 13) als die „Bund-Länder-Aktion für bosnische Kriegsvertriebene“ endete. Dies lässt sich vor allem dadurch begründen, dass sich die Rückführung bosnischer BürgerInnen durch andauernde Kampfhandlungen, wachsende Zerstörung und sogenannte „ethnische Säuberungen“ im Herkunftsgebiet als schwieriger erwies. Der Arbeitsmarkt wurde daher geöffnet, um die finanziellen Unterstützungen für diese Menschen, die von Seiten des Bundes sowie der Bundesländer durch die eben genannte Aktion gewährt wurden, schrittweise reduzieren zu können. (vgl. BAUBÖCK, PERCHINIG 2003: 14) Der Großteil – rund 65.000 Menschen – bekam eine Niederlassungsbewilligung, der Rest kehrte zurück oder migrierte aus Österreich weiter in andere Länder. (vgl. BIFFL 2011: 34) Weitere 13.000 Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien migrierten 1999 aufgrund des Krieges

im Kosovo nach Österreich. Diesen wurde allerdings nur ein sehr kurzfristiges und restriktiv gehandhabtes Aufenthaltsrecht zugesprochen. Mit Reformen im Jahr 1993 waren die fremden- und aufenthaltsrechtlichen Rahmenbedingungen eingeschränkt worden, was Migrationsprozesse aufgrund von Arbeitssuche oder Familiennachzug betraf. Die Zuwanderung wurde außerdem vor allem durch jährlich festgelegte Quoten verringert, die nach 1995 weiter gesenkt wurden. (vgl. WALDRAUCH, SOHLER 2004: 197)

Vergleicht man die großen Phasen der Migration aus Jugoslawien und dessen Nachfolgestaaten nach Österreich miteinander, wird deutlich, dass sich die Zusammensetzung der MigrantInnen in den beiden „großen“ Migrationsbewegungen voneinander insofern unterscheidet, als dass im Zuge der Migration der 1990er-Jahre in „verstärktem Maß auch höhere Bildungsschichten als im Zuge der traditionellen Arbeitsmigration zuwanderten“ (vgl. DEMEL, FASSMANN 2001: 66, zitiert in WALDRAUCH, SOHLER 2004: 197). Seit 1991 stiegen außerdem die Einbürgerungsraten im Vergleich zur GastarbeiterInnenbewegung, was vor allem auf den Krieg und die damit verbundenen erschwerten Bedingungen einer möglichen Remigration zurückzuführen ist. Die Migration aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Österreich lässt sich also in vier grobe Phasen gliedern: die Flüchtlingsmigration der unmittelbaren Nachkriegszeit zwischen 1945 und 1950, die Anwerbephase der 1960er- und frühen 1970er-Jahre, die Phase der Rückwanderungen sowie die vierte Phase seit Beginn der 1990er-Jahre, die vor allem durch eine kriegsbedingte Flüchtlingsbewegung geprägt ist.

5. Darstellung und Interpretation der Ergebnisse

5.1. Demographische Zusammensetzung der InterviewpartnerInnen

Im Zuge der Gespräche wurden die Interviewten nach mehreren demographischen Aspekten befragt: Zum einen nach ihrem Geburtsland, um sie in Migrationsgenerationen zu unterteilen, zum anderen nach der Staatsbürgerschaft. Eruiert wurde auch, wie lange die Befragten schon in Österreich leben. Außerdem wurden Alter und Geschlecht ebenso erfasst wie die Religionszugehörigkeit.

Insgesamt wurden, wie weiter oben erwähnt, zehn Personen befragt, wovon vier der ersten, sechs Befragte der zweiten Migrationsgeneration zuzuordnen sind. Von den vier MigrantInnen der ersten Generation wurden drei Personen in Bosnien und eine Person in Kroatien geboren. Bei allen vier Befragten gab es auch vor der Migration nach Österreich Migrationsprozesse im Lebenslauf – zwei Personen migrierten als Jugendliche oder junge Erwachsene von Bosnien nach Kroatien, ein Befragter lebte als Kind bis zum Alter von sieben Jahren in Österreich, wuchs dann aber in Bosnien auf und migrierte als Erwachsener erneut. Wegen des jungen Alters der Remigration nach Bosnien ist er dennoch der ersten Migrationsgeneration zuzurechnen. Er ist auch der einzige der Befragten der ersten Generation, der erst seit 2010 in Österreich lebt, die anderen drei Gesprächspartnerinnen migrierten alle zwischen 1991 und 1992 – also kurz vor oder während der beginnenden Jugoslawienkriege.

Von den MigrantInnen der zweiten Generation wurden fünf Befragte in Österreich geboren, eine Person wurde in Bosnien geboren, migrierte aber 1992 im Alter von 13 Monaten nach Österreich. Bei der Frage nach der Staatsbürgerschaft ließ sich kein klarer Unterschied zwischen den Generationen feststellen – sieben Interviewte sind österreichische Staatsangehörige (zwei davon gehören der ersten Migrationsgeneration an), zwei Befragte sind kroatische StaatsbürgerInnen und ein Befragter ist, wie später noch genauer eruiert wird, bosnischer Staatsbürger, aber gerade im Prozess, die österreichische Staatsbürgerschaft anzunehmen.

Das Alter der InterviewpartnerInnen lag zwischen 15 und 57 Jahren (Erste Generation: 27-57 Jahre, zweite Generation: 15-28 Jahre). Die Geschlechtszuordnung der Befragten war mit je fünf weiblichen und männlichen Personen ausgeglichen. Fünf Befragte gehören der islamischen Religion an, vier bezeichnen sich selbst als römisch-katholisch, ein Befragter ist serbisch-orthodox.

5.2. Erleben translokaler Praktiken

Wie bereits in Kapitel 2.1.5. beleuchtet, ist die Translokalität von MigrantInnen keine Thematik, die im Zuge einer Ja-Nein-Frage beantwortet werden kann, sondern vielmehr eine automatische Gegebenheit, die jede Person, die passiv oder aktiv an Migrationsprozessen beteiligt ist, betrifft. Daher ergibt sich eine Skala, die sich zwischen geringem und intensivem translokalen (Er-)Leben bewegt. Die Translokalität zieht sich durch ihre Vielfalt an Praktiken durch das tägliche Leben von MigrantInnen. Wie diese translokalen Praktiken – unterteilt in vier große Aspekte des familienbezogenen, soziokulturellen, wirtschaftlichen und politischen Lebens – im Fall der zehn Personen, die im Zuge der vorliegenden Diplomarbeit befragt wurden, aussehen, soll im Folgenden genau analysiert werden.

5.2.1. Familienbezogene Praktiken

Die InterviewpartnerInnen wurden nach mehreren Aspekten in Bezug auf ihr translokales Familienleben befragt. Zu Beginn stand die Frage, wie sich die Familien räumlich verteilen – während die Frage vor allem daraufhin abzielte, ob die Befragten noch (engere) Familie im Herkunftsland (der Elterngeneration) haben, stellte sich aber in den Gesprächen heraus, dass sich die Familien von fast allen GesprächspartnerInnen nicht nur auf Österreich und das Herkunftsland, sondern vielmehr global verteilen.

Alle GesprächspartnerInnen haben noch Familienmitglieder, die im Herkunftsland (der Eltern) leben. Für die der ersten Migrationsgeneration angehörigen Befragten waren die engeren Familienmitglieder meist Eltern oder Elternteile sowie Geschwister und deren Kinder, d.h. Großeltern und Tanten/Onkel mit Cousins und Cousinen der zweiten Migrationsgeneration. Alle Befragten haben somit Mitglieder der Kernfamilie, die im Herkunftsland oder einem anderen Land des ehemaligen Jugoslawien leben. In nur einem Fall wurde explizit angesprochen, dass die Großmutter des Befragten (42a) nie migriert ist, sondern ihre gesamte Lebenszeit in Bosnien verbracht hat:

„während dem Krieg hat mein Vater seiner Mutter Brot rübergeschickt, damit sie etwas zu essen hat. [...] Sie war quasi den ganzen Krieg alleine dort.“ (Befragter 42a, 4. Interview, Zeile 137-140)

In anderen Fällen migrierten die Eltern der ersten Migrationsgeneration ebenfalls – teilweise während des Krieges, teilweise schon zuvor im Zuge der sogenannten „GastarbeiterInnenbewegung“. Die drei Fälle sollen hier explizit angesprochen werden, weil sie symbolhaft für die Vielfalt translokalen Lebens beziehungsweise des Lebens mit Migrationsgeschichte stehen.

Im Fall des Befragten 31 migrierte zwar während des Kriegs zuerst die gesamte Kernfamilie nach Österreich, seine Eltern kehrten aber nach wenigen Jahren nach Bosnien zurück, weswegen der damals Siebenjährige kurz nach ihnen ebenfalls remigrierte. Während sich der Befragte nach Kindheit und Jugend in Bosnien 2010 entschloss, eigenständig zum Studium erneut nach Österreich zu migrieren, blieben seine Eltern im Herkunftsland. Diese sind die einzigen Mitglieder seiner Familie, die noch dort leben, während ihre Geschwister, die Onkel und Tanten des Befragten, ebenfalls im Zuge der Migration der 1990er-Jahre nach Österreich auswanderten und seither hier leben.

Unterschiedlich zum Fall von 31, aber einander sehr ähnlich sind die Migrationsgeschichten der Eltern der Befragten 21 und 51. Diese migrierten schon in den 1960er-Jahren im Zuge der GastarbeiterInnenbewegung, während ihre Kinder in den Herkunftsländern verblieben. Die Eltern der Befragten 21 migrierten 1968 nach Österreich, was für sie die eigene Migrationsentscheidung aufgrund der bereits vorherrschenden Familienbeziehung zum Zielland „sicher leichter“ (Befragte 21, zweites Interview, Zeile 131) machte. Die Befragte wuchs in Bosnien auf und migrierte dann mit ihrem Ehemann erst nach Kroatien. Von dort migrierte erst der Mann, um in Österreich zu arbeiten, und 1992 die Befragte mit ihrem ältesten Sohn, um den beginnenden Konflikten zu entfliehen. Ähnlich klingt die Migrationsgeschichte der Befragten 51: Ihr Vater migrierte in den 1960er/1970er-Jahren ebenfalls erwerbsarbeitsbedingt, wählte allerdings Deutschland als Zielland der Migration, wo er in Berlin arbeitete. Die Eltern ihres damaligen Ehemannes migrierten ebenfalls schon früh und fanden in München Arbeit. Auch im Fall der Befragten 51 migrierte der Ehemann vor ihr – zuerst den Eltern folgend nach Deutschland, dann nach Österreich, wohin die Befragte mit Beginn der Jugoslawienkriege folgte. Im Interview sprach sie an, dass diese bereits bestehende Migration der engeren Familie natürlich – wie bei der Befragten 21 – Auswirkungen auf die eigenen Lebensentscheidungen und die des Umfelds gehabt habe:

„Mein Vater hat schon dreißig Jahre in Berlin gearbeitet, das hat praktisch schon einen Weg gezeigt. Und Leute sind immer dahin gegangen, wo es Arbeit gegeben hat. [...] [D]a, wo einer ist, kommen die anderen halt hin, [...]“ (Befragte 51, 5. Interview, Zeile 240-246)

Bei allen Befragten ist die Familiengeschichte also eng mit über nationalstaatliche Grenzen hinausgehende Migrationsentscheidungen und -prozessen verknüpft, die fast alle Mitglieder der engeren Familie im Laufe ihres Lebens betroffen haben. In der Zusammenschau der Interviewdaten zeigte sich auch, dass Österreich als Zielland meist nicht lange vor der eigentlichen Migration ausgewählt wurde, sondern sich als neuer Familienwohnsitz aus mehr oder minder arbiträren Gründen ergab. Dies kann zum Beispiel – neben den soeben angesprochenen bereits vorher bestehenden familiären Verbindungen – eine Entscheidung aus einer sportlichen Beziehung heraus sein:

„bei meinem Opa war es so, der war Fußballer damals, in einer kroatischen Mannschaft [...] und dann ist er zu einer österreichischen Mannschaft gekommen [...] und deshalb sind sie wahrscheinlich auch dortgeblieben, weil sie quasi schon eine Verbindung hatten.“ (Befragter 42c, 4. Interview, Zeile 52-56)

Oder eine Entscheidung, die aufgrund persönlicher Frustration mit der Geschwindigkeit der Prozesse österreichischer Behörden getroffen wurde - im Fall der Befragten 11 und 12 wurde die Migrationsentscheidung so von einem Brief, der von der österreichischen Behörde ausgestellt werden und die Ausreise in die USA erlauben sollte, abhängig gemacht. Dieser erreichte die Familie aber nicht im zuvor selbst festgelegten Zeitfenster, in dem die Entscheidung für ein neues Heimatland getroffen werden sollte:

„Wir wollten ja eigentlich nach Amerika fliegen, [...] aber mein Mann war ungeduldig. [...] Da hat er beschlossen, dass wir 24 Stunden warten, und wenn der Brief nicht kommt, dass wir fliegen dürfen, dann bleiben wir hier“ – „und dann ist der Brief nicht einen, sondern zwei Tage später gekommen, dass wir fliegen hätten dürfen. Aber er wollte dann nicht mehr.“ (Befragte 11 und 12 im Dialog, 1. Interview, Zeile 243-251)

Meistens aber scheint eine rein praktische Begründung die Entscheidungsgrundlage gewesen zu sein:

„Ich glaube, das war einfach der nächste Staat, der eine gute und sichere Zukunft bieten konnte.“ (Befragter 42b, 4. Interview, Zeile 50-51)

Diese Entscheidungsprozesse wurden nicht gezielt gemeinsam als Großfamilie getroffen, weswegen sieben von zehn Befragten im Interview explizit ansprachen, dass die Wohnorte ihrer Familie nicht nur auf die Herkunftsländer des ehemaligen Jugoslawien und Österreich beschränkt seien, sondern sich vielmehr über den Globus verteilen. So haben drei der Befragten (11, 12, 42c) auch engere Familienmitglieder, d.h. Geschwister (erste Generation) bzw. Onkel und Tanten (zweite Generation) in den USA, drei Befragte sprechen engere Familie in Australien (21, 22, 42c) an; auch österreichische Nachbarländer wie Deutschland, die Schweiz oder Liechtenstein werden als Zielländer familiärer Migrationsprozesse erwähnt.

Als zweite Unterkategorie in Bezug auf familienbezogene Praktiken wurden Besuche im und aus dem Herkunftsland der Familie erfragt. Wie oft besucht man die Familie, die noch im Herkunftsland lebt? Wie lange dauern diese Besuche? Und geschehen diese auch in umgekehrter Richtung?

In Bezug auf die Besuchshäufigkeit ließen sich zwei klare Gruppen voneinander abgrenzen: MigrantInnen der ersten Gruppe besuchen das Herkunftsland (der Eltern) so häufig, wie Schule oder Berufstätigkeit es ermöglichen – diese sind vor allem jene Befragten, die sich eng mit dem Herkunftsland verbunden fühlen und sich meist auch selbst als BosnierIn oder KroatIn bezeichneten (siehe dazu auch Kapitel 5.5.) und/oder Wohneigentum im Herkunftsland besitzen, was Besuche rein logistisch erleichtert (siehe Kapitel 5.2.2.). MigrantInnen der zweiten Gruppe hingegen besuchen oder besuchten die Verwandtschaft weniger häufig – einmal im Jahr, meistens im Zuge des Sommerurlaubs oder noch seltener. Zwischen den Generationen ließ sich diesbezüglich kein Unterschied feststellen – die Besuchshäufigkeit scheint vielmehr mit der eigenen Identitätsempfindung beziehungsweise der empfundenen Verbindung zum Herkunftsland verbunden zu sein.

Diese Verbundenheit zeigt sich zum Beispiel bei der Befragten 22, die selbst zwar der zweiten Migrationsgeneration angehört, aber dennoch eine sehr enge Verbindung zu Kroatien, dem Heimatland ihrer Eltern, hat und diese auch durch häufige Besuche aufrechterhält:

„Wir schauen auch immer, dass wir so viel Zeit wie möglich unten verbringen, du fühlst dich halt auch ein bisschen wohler, wenn du daheim bist. [...] Wir fahren immer hinunter, wenn länger frei ist, also die Fenstertage und Feiertage, Weihnachten, Ostern fahren wir immer runter.“ (Befragte 22, 2. Interview, Zeile 18-23)

Vor allem die Feiertage und Ferien werden von den meisten jener Befragten, die häufig Zeit in der zweiten Heimat verbringen wollen, genutzt, um längere Urlaube mit den Verwandten zu verbringen; ein Großteil der Befragten fährt aber auch über verlängerte Wochenenden auf einen Kurzbesuch ins Herkunftsland, ohne dass es dafür einen gezielten Anlass gäbe. Dies ist auch der relativen geographischen Nähe zwischen Österreich und den jeweiligen Herkunftsländern geschuldet, da die Distanz mit einer längeren Autofahrt meist in einem Stück bewältigt werden kann: „Das ist ja auch nicht kompliziert, man kann mit dem Auto gemütlich hinfahren.“ (Befragter 31, 3. Interview, Zeile 37). Die Befragten 21, 22, 31, 42a und 42b verbringen so durchschnittlich bis zu einmal im Monat Zeit in Bosnien oder Kroatien. Sie alle berichten auch davon, dass sie – vor allem als Kinder – in den Sommerferien auch über längere Zeiträume bei der Verwandtschaft waren, mit oder ohne die jeweiligen Eltern. Die Befragte 22 sagt dazu: „Meine Eltern wollten nie, dass wir hier in der Wohnung den Sommer verbringen, während sie arbeiten.“ (Befragte 22, 2. Interview, Zeile 68-69); auch Befragte 52, die als Erwachsene nur mehr einmal im Jahr gezielt Zeit mit der Familie in Bosnien verbringt, sagt über ihre Kindheit:

„Manchmal waren wir sogar so sechs Wochen unten. Oder manchmal haben Mama und Papa uns runter gebracht und sind dann wieder nach Österreich gefahren und wir waren dann [für die Zeit] bei meiner Oma.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 51-53)

Die in Kapitel 2.5.1.5. angesprochenen familienbezogenen Praktiken, die sich auf die translokale Kindererziehung beziehen, kommen hier also zum Tragen: Während sich in nicht-translokalen Familien die Kinderbetreuung leichter gestaltet, ist es in translokal lebenden Familien natürlich ungleich schwieriger, etwaige Kinderbetreuung, gerade in länger andauernden Schulferien, an Verwandtschaft auszulagern. Auch wenn im Fall der im Zuge der Diplomarbeit Befragten der Aspekt der Kindererziehung über Grenzen hinweg aufgrund der kürzeren Zeiträume der Besuche nicht unmittelbar relevant ist, so wird doch deutlich, dass die Qualität der Beziehung in Hinblick auf Kinder und Enkelkinder eine etwas andere ist als bei nicht-translokalen Familien. In beiden erwähnten Fällen ist es den Eltern, also der ersten Migrationsgeneration, aufgrund der

Entfernung nicht möglich, die Kinder nur zur Tagesbetreuung in die Hände derer Großeltern zu legen, weswegen diese gleich längere Zeiträume „unten“ verbringen. Für die Kinder bedeutet diese langfristige Trennung von den Eltern natürlich auch Abenteuer – mehr, als dies vielleicht der Fall wäre, würden die Großeltern in Österreich leben (vgl. Befragter 12, 1. Interview, Zeile 76).

Bei allen Befragten, die angeben, sie würden heute wenig Zeit im Herkunftsland (der Eltern) verbringen, ist aber auch eine Veränderung der Besuchshäufigkeit im zeitlichen Verlauf erlebbar, die die InterviewpartnerInnen auf verschiedene Faktoren zurückführen. Zum einen erwähnen die Befragten Entwicklungen im Lebenslauf, die zu Brüchen mit den Verwandten im Herkunftsland geführt haben (etwa Trennung oder Scheidung, wodurch die im Herkunftsland lebende Schwiegerfamilie nicht mehr besucht wird) oder natürliche Entwicklungen zwischenmenschlicher Beziehungen. Befragte 51 sagt dazu etwa: „Am Anfang hatte ich noch Freundinnen unten [...] aber mit der Zeit ist das alles vorbeigegangen.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 21-23). Auch das Sterben von Verwandten im Herkunftsland – vor allem der Eltern beziehungsweise Großeltern – führt dazu, dass die Besuchsintervalle größer werden, selbst wenn es noch Familie wie beispielsweise Geschwister gibt:

„Ich war [...] als meine Eltern noch am Leben waren zweimal pro Jahr [...] unten, aber mein Vater ist vor zwei Jahren gestorben [...] jetzt ist es ganz selten.“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 24-25).

Eine bedeutende Rolle diesbezüglich, die auch einen signifikanten Unterschied in der Besuchshäufigkeit auszumachen scheint, ist die Frage, ob im Herkunftsland Wohneigentum behalten oder im Laufe der Jahre von Österreich aus neu aufgebaut wurde. Während auf die wirtschaftlichen Verbindungen, die damit zusammenhängen, in Kapitel 5.2.3. noch kurz eingegangen werden soll, so spielt die Frage nach dem „Wo-Unterkommen“ doch eine entscheidende Rolle, wenn es darum geht, wie oft besucht wird und wie lange diese Besuche dauern.

Von den zehn Befragten besitzen fünf kein eigenes Wohneigentum im Herkunftsland (davon sind vier InterviewpartnerInnen jeweils zu zweit einer Familie zuzurechnen), was bedeutet, dass ihre Besuche zwangsläufig mit einem Aufenthalt im – oft begrenzten – Wohnraum der Verwandtschaft einhergehen. Ist ein Besuch nun nicht alleine, sondern als Familie geplant, geht dieser mit teils großem logistischen Aufwand einher:

„Jetzt übernachten wir, wenn wir unten sind, bei der Oma mütterlicherseits, aber die haben ein eher kleines Haus, es ist eng, meine Oma ist schon recht alt, daher ist das immer doch sehr anstrengend“ – „so ist es wirklich immer ein logistischer Aufwand, wir können nur runterfahren [...] wenn mein Onkel nicht da ist, der auch in Österreich lebt.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 145-146 / 157-159)

„[wir fahren immer] zur Oma [...] und dort sind dann in ihrer vierzig Quadratmeter großen Wohnung achtzehn oder zwanzig Leute, das ist immer ein bisschen blöd.“ (Befragter 42c, 4. Interview, Zeile 71-73)

Nicht nur aufgrund der Platzes stellen sich Besuche aber oft schwierig dar, sondern, wie vor allem Interviewte der ersten Migrationsgeneration angeben, auch aufgrund der familieninternen Konflikte, die durch das Leben auf engerem Raum, wenn auch nur für wenige Tage, entstehen können:

„Wenn wir zum Beispiel auf Urlaub nach Kroatien fahren, dann nutzen wir das als Raststation, bleiben zwei Nächste, besuchen meine Schwiegermutter und meine Eltern... aber das ist ja kein Urlaub, da musst du kochen und helfen.“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 71-73)

„Du bist immer zu Besuch bei irgendjemandem, dann ist es wieder zu Streitereien gekommen.“ (Befragte 51, 5. Interview, Zeile 140)

Von fünf Befragten, die kein Wohneigentum im Herkunftsland (der Eltern) (mehr) haben, besuchen vier Befragte einmal im Jahr oder seltener die Familie in Bosnien oder Kroatien – zwei davon sagen sogar, sie seien seit vier oder mehr Jahren nicht mehr dort gewesen. Dass die Zahl der Besuche mit dem Wohneigentum zusammenhängt, brachten die Befragten in den Interviews teilweise selbst zur Sprache: „[Wenn] wir vielleicht auch selber Besitz unten hätten, wär's vielleicht eh etwas anderes.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 151-152).

Nur ein Befragter besucht trotz fehlendem Wohneigentum regelmäßig die zweite Heimat, sagt aber, dass er – im Gegensatz zu Befragter 11 – die Besuche im elterlichen Heim als Urlaub empfinde und es genieße, dort Zeit zu verbringen. Er betont, dass die Besuche ihn und seine Eltern näher zusammengeschweißt hätten, weil man „versucht, die Zeit [...] bestmöglich auszunutzen“ (Befragter 31, 3. Interview, Zeile 80), die Beziehung sei „inniger, weil man die ganze Zeit mit den Eltern verbringt“ (Befragter 31, 3. Interview, Zeile 82).

Im Gegensatz dazu geben vier der fünf Befragten mit Wohneigentum in Kroatien oder Bosnien an, soviel Zeit wie nur möglich im Herkunftsland zu verbringen. Es scheint also, als sei der Besitz von Wohneigentum mit ein entscheidender Faktor, der viel Einfluss darauf hat, wie oft und wie lange das Herkunftsland besucht wird. Dadurch bleiben Besuche nicht eine Art Urlaub oder Pflichturlaub, sondern es wird vielmehr ein zweites, paralleles Alltagsleben bei längeren Aufenthalten geführt, in dem Haushalt und das Leben der Kernfamilie untereinander nicht anders funktioniert, als dies in Österreich der Fall ist. Streitthemen, die sich durch engen, längeren (Alltags-)Kontakt mit Verwandten ergeben, fallen also weg, die Besuche sind mit weniger logistischem Aufwand und geringeren emotionalen Schwierigkeiten verbunden. Baut man sich „dort [...] ein zweites Standbein auf, mit einem Haus oder so“ (Befragter 42c, 4. Interview, Zeile 144), werden Besuche einfacher, die Verbindung zum Herkunftsland dadurch gegebenenfalls intensiver.

Neben den Besuchen, die sich regulär aus dem Alltag heraus ergeben, sind vor allem wichtige religiöse Feiertage oder familiär-persönliche Feiern Anlass, „nach unten“ zu fahren. Bei manchen Familien ist zweiteres wesentlich bedeutender als ersteres:

„Weihnachten und Ostern [...] sind wir dann immer in der jeweiligen Familie [...] Hochzeiten sind aber ein Muss, das darf man nicht verpassen. [...] [Bei Geburtstagen] sammelt sich die große Familie zusammen.“ (Befragte 22, 2. Interview, Zeile 35-42)

„Wir fahren hauptsächlich alle gemeinsam nach unten, also nach Bosnien, und feiern halt dort. Hochzeiten oder so.“ (Befragter 42b, 4. Interview, Zeile 69-70)

Andere Befragte fahren aber gezielt zu religiösen Feiertagen ins Herkunftsland zu den Verwandten: Dies gilt besonders für die muslimischen InterviewpartnerInnen, die an den Feiertagen die Stimmung in Österreich nicht so sehr genießen können. Befragter 31 sagt dazu:

„Ich habe immer eher versucht, die Feiertage unten zu feiern, weil es hier einfach keine staatlichen Feiertage sind. Das Leben geht einfach seinen gewohnten Lauf. In Bosnien ist das halt anders, zu Weihnachten spürt man mehr von der Feiertagslaune.“ (Befragter 31, 3. Interview, Zeile 42-44)

Religiöse Feiertage gemeinsam mit der Familie im Herkunftsland zu verbringen, scheint also nur bei einem Befragten wirkliche Priorität zu haben – Besuche erfolgen vielmehr aus den Möglichkeiten des in Österreich verbrachten Alltagslebens und

richten sich nach den Urlaubszeiten oder den gesetzlichen Feiertagen, die lange Wochenenden mit sich bringen. Nur wenn diese auch in Bosnien oder Kroatien Feiertage sind und von den jeweiligen Befragten ebenfalls zelebriert werden, feiert man gemeinsam – aber eben aus der Praktikabilität heraus, weniger, weil es von persönlicher Bedeutung ist. Anders ist das bei persönlichen Veranstaltungen: Geburtstage und Hochzeiten werden nach Möglichkeit als Großfamilie im Herkunftsland verbracht; fast alle Befragten gaben an, zumindest zu Hochzeiten immer nach unten zu fahren.

Ist das nicht möglich, werden die Feiertage mit der ebenfalls nach Österreich migrierten Familie verbracht. So sagt Befragte 11 beispielsweise: „Die zwei Feiertage, die wir Muslime haben, sind wir immer bei meinem Bruder, der wohnt nicht weit weg, das ist so Tradition“. (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 135-136). Der Weltfrauentag, der in Bosnien einen größeren Feiertag darstellt als in Österreich, wird von einem Befragten ebenfalls mit den Verwandten verbracht; die Familie organisiert sich hierfür als Gruppe in einem Kulturverein, wodurch man für diese Feierlichkeit automatisch in Kontakt mit den hier lebenden Verwandten tritt. (vgl. Befragter 42a, 4. Interview, Zeile 125-126) Interessanterweise werden diese Art von Feierlichkeiten dann aber meistens ohne die Verwandtschaft, die (wieder) im Herkunftsland lebt, verbracht: „Aber da kommen nur wir Geschwister, die Verwandtschaft aus Bosnien nicht.“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 138-139).

Generell sind Besuche nach Österreich seltener – meist sind es die InterviewpartnerInnen, die den Weg auf sich nehmen, wenn es um gemeinsam verbrachte Zeit geht. Alle Befragten teilten mit, dass für gewöhnlich sie diejenigen seien, die nach Bosnien oder Kroatien fahren, während die Verwandten aus dem Herkunftsland selten oder nie auf Besuch kämen – zumindest gilt das für jene „regulären“ Besuche, die im Grunde nicht aus einem speziellen Anlass heraus geschehen, sondern einfach geplant werden, sobald freie Tage zur Verfügung stehen. Anders ist es natürlich, wenn bei der Familie in Österreich besondere Anlässe für Besuche entstehen:

„Früher ist meine Oma oft hergekommen. Vor allem immer dann, wenn meine Mama ein Kind bekommen hat, da ist sie sicher für ein bis zwei Monate gekommen.“ – „Zur Taufe, zu Firmungen, solche Sachen.“ (Befragte 52 und 51, 5. Interview, Zeile 38-41)

Oder Situationen entstehen, in denen es einer Person der in Österreich lebenden Familie beispielsweise krankheitsbedingt nicht mehr möglich ist, zu reisen:

„Mein Onkel beispielsweise hat jetzt eine Krankheit und dann bleibt man hier [...] Und dann kommen die Verwandten auch her, also da müssen wir nicht runterfahren.“
(Befragter 52c, 4. Interview, Zeile 108-111)

Diese gegenseitigen Besuche gibt es aber nicht nur zwischen Bosnien/Kroatien und Österreich, auch die weiter oben schon angesprochene Verwandtschaft, die in den USA oder Australien lebt, kommt aus diesen Gründen zu Besuch.

Insgesamt lässt sich also sagen, dass Besuche im Zielland bei allen Befragten zwar vorkommen, diese aber in ihrer Häufigkeit um ein Ungleiches niedriger sind, als die Besuche der InterviewpartnerInnen in den Herkunftsländern, obwohl es in der Hälfte der Fälle rein logistisch – in Bezug auf das Teilen einer Unterkunft – keinen Unterschied machen würde. Jene Befragten, die selbst kein Wohneigentum im Herkunftsland besitzen, berichten aber oft, den jährlichen Sommerurlaub ohnehin in Kroatien oder Bosnien zu verbringen und auf dem Weg zum eigentlichen Ziel bei den Verwandten für wenige Tage unterzukommen.

In Bezug auf die Innigkeit der Verbindung zu Familienmitgliedern im Herkunftsland gibt es zwischen den InterviewpartnerInnen große Unterschiede, die aber nicht auf Migrationsgeneration, Geschlecht, Wohneigentum oder sonstige Basisinformationen zurückzuführen sind, sondern vielmehr in den individuellen Lebensentwürfen zu finden sind. Das in Kapitel 2.2.4. angesprochene Konzept des „Doing Family“ kommt bei allen Befragten zum Tragen – sei es durch das Aufrechterhalten von Beziehungen vor allem durch den persönlichen Austausch (siehe dazu auch Kapitel 5.3.), sei es durch das reine Sich-Verbunden-Fühlen. Dennoch muss darauf hingewiesen werden, dass die im Konzept definierten Routinen und Rituale, die im Alltag der Familienmitglieder in beiden oder mehr Ländern eingebettet sind oder sein können, vor allem bei den InterviewpartnerInnen der ersten Migrationsgeneration zum Tragen kommen – eben weil diese auch Mitglieder der Kernfamilie im Herkunftsland haben. So geben alle Befragten der ersten Generation an, zumindest zweimal pro Woche mit Verwandten zu telefonieren, während dies bei Befragten der zweiten Migrationsgeneration nur selten der Fall ist. Hierbei beschränken sich persönliche Rituale eher auf den Besuch, der jährlich zu einem bestimmten Zeitraum geschieht oder das Zusammenkommen mit in Österreich lebenden und ebenfalls migrierten Teilen der Familie.

5.2.2. Soziokulturelle Praktiken

Die Teilnahme an soziokulturellen Praktiken im Sinne einer Zugehörigkeit zu einem Verein oder einer Organisation, die eine wie auch immer geartete Verbindung zum Heimatland mit sich bringen, erfüllt verschiedenste Funktionen: Neben einer Erhaltung und Übertragung kultureller (Wert-)Vorstellungen oder dem Informationsaustausch sowie dem Aufbau und der Förderung zwischenmenschlicher Beziehungen beeinflussen derartige Praktiken zu einem gewissen Teil immer auch die persönliche Identitätsbildung. Da vor allem erstere Funktion eine wichtige Rolle im Leben von translokalen MigrantInnen einnimmt – nämlich das Gefühl der Verbindung zum Herkunftsland zu stärken – ist es wenig verwunderlich, dass alle Befragten angeben, im Laufe ihres Lebens Kontakt zu derartigen Vereinigungen oder Organisationen gehabt zu haben oder immer noch zu haben. Diese Verbindungen ergeben sich meist aus den verschiedenen Interessen der Befragten heraus; wie eine Teilhabe an soziokulturellen Praktiken konkret gelebt wird, ist aber vor allem vom persönlichen Umfeld der InterviewpartnerInnen abhängig.

Fünf der Befragten (11, 12, 31, 42a und 42c) sind oder waren in bosnischen Kulturvereinen aktiv oder berichten zumindest von Familienmitgliedern, die sich bis heute in diesen betätigen. Angesprochen wird von zwei der Befragten, dass der Zugang zu diesen Gruppen stark davon abhängt, welche Menschen sich bereits in diesen Gruppen engagieren – selbst wenn man eine Mitgliedschaft oder Beteiligung an Aktivitäten des Kulturvereins für sich selbst als sinnvoll erachten würde, scheinen diese Gruppen teilweise oder zumindest im Fall des Verein, der von Befragter 11 angesprochen wird, sehr sekludiert zu sein, und sich – trotz der Bezeichnung „Verein der Bürger von Bosnien und Herzegowina“ laut der InterviewpartnerInnen des ersten Gesprächs viel eher als eine *hometown association* zu verstehen. Da die Befragten 11 und 12 selbst nicht aus dem angesprochenen Ort stammen, scheint es laut ihnen schwierig zu sein, Anschluss in dieser Gruppe zu finden, selbst wenn man direkt von Mitgliedern eingeladen wird:

„[D]er ganze Kulturverein, der besteht eigentlich nur aus Menschen aus Orahova. Ich kenne niemanden! [...] Mit wem soll ich dort reden? [...] Wir sind von der anderen Seite und es sind nur Menschen aus Orahova [dort].“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 171-178)

Um aber dennoch Teil einer Vereinigung zu sein, wick Befragte 11 früher auf einen Verein in einer größeren Stadt im Umkreis aus – wobei sie auch hier anspricht, dass der Verein primär Menschen aus einer bestimmten bosnischen Stadt, in dem Fall Višegrad, vereinigt. Dennoch fanden die Befragte und ihr Mann dort Anschluss, weil dessen Bruder aus Višegrad kommt und deshalb in die Community eingebunden ist. Es scheint also, als seien zumindest die beiden angesprochenen Vereine, die zwar als bosnische Kulturvereine agieren, eher einer *hometown association* zuzuordnen – weniger aufgrund der inhärenten Struktur (indem jedes Mitglied quasi die Rolle des Herkunftsortes in Österreich weiterlebt), als viel mehr aufgrund der Herkunft der Mitglieder. Andere Kulturvereine beziehen sich weniger auf konkrete Orte, sind aber dafür religiös geprägt. Befragter 42c gibt an, er habe zwar heute keine Zeit mehr, sei aber „früher in einem bosnischen Verein, der war aber mehr muslimisch geprägt“ (Befragter 42c, 4. Interview, Zeile 115-116) aktiv gewesen. Auch Befragter 42a gibt an, in einem bosnischen Club aktiv gewesen zu sein, dessen Hauptinhalt vor allem das Feiern des Weltfrauentags, der in Bosnien einen größeren Feiertag darstellt, gewesen sei. Er hebt den Aspekt der familiären Bindung zum Verein hervor, den auch Befragte 11 angesprochen hat – nicht nur sei er mit seiner Kernfamilie dort aktiv gewesen, sondern die Beteiligung am Verein habe sie auch mit anderen Familienmitgliedern enger werden lassen: „[D]a hab‘ ich immer mit meiner Familie Kontakt gehabt und man hat sich gesehen“ (Befragter 42a, 4. Interview, Zeile 125-126). In allen vier Fällen sei also neben dem Erhalten von Werten und der Verbindung zum Herkunftsland (besonders im Fall der Befragten 42a und 42c) vor allem der familiäre Aspekt und das Zusammenkommen mit anderen Mitgliedern des Vereins, die zumeist in einem Verwandtschaftsverhältnis mit den Befragten stehen, bedeutend gewesen. Dass solche Vereine für die migrantische Community insgesamt von großer Bedeutung sind, hebt Befragter 31 hervor, der sich zwar selbst nicht als aktives Mitglied in einem Kulturverein bezeichnet, aber regelmäßig Veranstaltungen dieser besucht, sofern sie für ihn interessant sind. Er betont, dass Traditionen und vor allem die Sprache des Herkunftslandes durch solche Kulturvereine erhalten werden und damit Entwicklungen entgegensteuert, die bewirken könnten, dass Folgegenerationen diese Traditionen vergessen könnten:

„Die Sprache ist schon etwas, das mit der Generation dann vielleicht auch untergeht. Und solche Vereine wie zum Beispiel ein Folklore-Verein [...] die können da vielleicht auch verändernd wirken, in dem Sinne, dass die der Jugend [...] auch ein bisschen helfen, dass sie das nicht vergessen.“ (Befragter 31, 3. Interview, Zeile 95-99)

Das Erhalten von Tradition zeigt sich auch durch die Mitgliedschaft in Folklore-Gruppen, in denen klassische Volkstänze in kleinen Gruppen getanzt werden. Zwei der Befragten (21 und 42b) waren als Kinder Mitglieder in diesen Vereinen, sind aber heute nicht mehr aktiv – zum einen aufgrund der Auflösung der Tanzgruppe beziehungsweise mangelnder Zeit und Interesses, zum anderen aus persönlichen Gründen. Befragte 21 sagt, sie habe sich nie richtig zugehörig gefühlt, ihre Schwestern aber wären jahrelang Mitglieder gewesen und hätten auch Auftritte absolviert.

Die Funktion des Informationsaustauschs, die Gruppen und Vereine bieten, kam in den Interviews ebenfalls zur Sprache – gerade zu Beginn des Lebens in Österreich seien die Vereine diesbezüglich sehr hilfreich. Befragte 51 und 52 geben an, dass sie anfänglich wegen des guten Zusammenhalts an Veranstaltungen des kroatischen Kulturvereins in der nächstgrößeren Stadt teilgenommen hätten, dies sich aber mit der Zeit verringert habe. Der Verein sei aber besonders für organisatorische Zwecke sehr hilfreich gewesen und habe so Behördengänge erleichtert oder längere Wegstrecken erspart:

„[W]enn man beispielsweise seinen Pass verlängern musste, dann musste man zu diesem Verein fahren und konnte seine Dokumente dort abgeben, die haben die gesammelt nach Wien geschickt [...] oder es sind Leute von der Botschaft gekommen.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 117-120)

Bedeutend ist die Funktion der gegenseitigen Hilfe nicht nur innerhalb der Migrationsgesellschaft selbst, sondern auch zwischen Österreich und den Herkunftsländern. Da die Sendung von Remissen im nächsten Kapitel ausführlich besprochen wird, soll hier nur kurz darauf hingewiesen werden, dass in einem Interview auch das gezielte Sammeln von Spenden im Rahmen einer soziokulturellen Vereinigung zur Sprache kam. So merkte Befragte 21 an, dass im Rahmen von Gottesdiensten der kroatischen Mission in Wien, die sie besuchten, immer auch um Hilfe für Kroatien beziehungsweise bestimmte Ortschaften in Kroatien gebeten wurden (vgl. Befragte 21, 2. Interview, Zeile 283-284).

Die letzte der zu Beginn dieses Kapitels angesprochenen Funktionen der Vereine oder Organisationen zeigt sich beispielsweise im Sport: So fungiert besonders die Sportart Fußball als identitäts- und gruppenbildendes Element, was von mehreren Befragten angesprochen wurde. Auch wenn nur zwei der Befragten (12 und 42b) angaben, selbst aktiv in einem Fußballverein gewesen zu sein, so kam das Thema in mehreren Interviews zur Sprache. Befragter 12 spielte selbst im lokalen Verein seiner Heimatstadt in Österreich, im Fall des Befragten 42b kam auch in der sportlichen Praxis die Verbindung zum Herkunftsland zum Tragen: Er spielte im serbischen Verein Nikola Tesla. Aber das Nationalgefühl zeigt sich auch in der passiven Verbindung zum Sport: So gibt Befragte 22 etwa an, vor allem zu Zeiten der Weltmeisterschaft alle Spiele der kroatischen Nationalmannschaft zu verfolgen (vgl. Befragte 22, 2. Interview, Zeile 18), ihr Bruder unterstütze außerdem als Vereinsmitglied den Club Hajduk Split. (vgl. Befragte 21, 2. Interview, Zeile 287)

Dass die Mitgliedschaft in Fußballvereinen nicht nur eine sportliche Funktion erfüllt, sondern den Mitgliedern auch Kontakt mit ebenfalls migrierten Menschen erster oder zweiter, meist allerdings der gleichen, (Migrations-)Generation erleichtert, wird in den Interviews ebenfalls immer wieder angesprochen. Befragter 11 weist allerdings darauf hin, dass das verbindende Element der gemeinsamen Herkunft dazu führen kann, dass sich innerhalb des Vereins Grüppchen bilden, die sich gegenüber anderen abschotten:

„Ich war im Fußballverein und da sind auch einige andere aus Bosnien, bei denen merkt man, wie die eigentlich von Österreich abgeschottet sind. [...] Einige sind da halt von der Vergangenheit geprägt.“ (Befragter 12, 1. Interview, Zeile 199-201)

Dies ist auch auf die in Kapitel 2.1.3. angesprochene *Insider-Outsider*-Dichotomie zurückzuführen: In wenig(er) diversen Gesellschaften werden Jugendliche – wie sie oft in Fußballvereinen zu finden sind – oftmals mit Fremdzuschreibungen konfrontiert, das *othering* wird aufgenommen und die eigene Identität als Gegenposition zur Mehrheitsgesellschaft angenommen. Die Wahrnehmung der eigenen Identität wird in Kapitel 5.5. genauer ausgeführt.

5.2.3. Wirtschaftliche und politische Praktiken

Jene wirtschaftliche Verbindung, die im Zuge der Interviews wohl am häufigsten angesprochen wurde, ist der Besitz von Wohneigentum im Herkunftsland – obwohl nur die Hälfte der Befragten angibt, selbst ein Haus oder mehrere Häuser außerhalb von Österreich zu besitzen, kam das Thema auch in anderen Interviews zur Sprache. Deutlich wird diesbezüglich, dass sich die Befragten ohne Wohneigentum im Herkunftsland selbst als Ausnahme von der Regel darstellen. Dies stelle sich auch in der österreichischen Nachbarschaft dar: Viele NachbarInnen seien ebenfalls aus dem Gebiet Ex-Jugoslawiens migriert und würden aufgrund des Wohneigentums mehr Zeit dort verbringen, als dies bei den Befragten ohne Wohneigentum der Fall ist. (vgl. Befragte 51 und 52, 5. Interview, Zeile 135-152) Auch innerhalb der Familien der InterviewpartnerInnen besitzen viele Verwandte Häuser im Gebiet Ex-Jugoslawiens, die meist erst nach dem Krieg erworben oder errichtet wurden und sich auch rein optisch von den Häusern, die von Nicht-Migrierten errichtet werden, unterscheiden. Befragter 42c fasst die Situation zusammen:

„[I]n Bosnien lebt man besser als hier, so von den Häusern her. Viel moderner! Aber es sind nie die Bosnier selber, die so leben, sondern immer die aus Österreich, die sich dann dort ein zweites Standbein aufbauen.“ (Befragter 42c, 4. Interview, Zeile 145-147)

Der logistische Aufwand, nach Bosnien oder Kroatien zu fahren, verringert sich mit Wohneigentum natürlich um ein Vielfaches, weil keine Unterkunft gesucht oder der Besuch mit Verwandten abgestimmt werden muss. Aus dieser Tatsache und daraus, dass ein eigenes Haus natürlich auch mit regelmäßigen Kontrollbesuchen verbunden ist, ergibt sich, dass die Befragten mit Wohneigentum tendenziell mehr Zeit im Herkunftsland verbringen, als die Befragten ohne Wohneigentum. Vier der fünf Befragten der zweiten Gruppe geben so an, einmal im Jahr oder seltener „nach unten“ zu fahren; umgekehrt geben vier von fünf Befragten mit Wohneigentum an, so viel Zeit wie möglich dort zu verbringen oder zumindest mehrmals im Jahr auch für längere Zeiträume im Herkunftsland zu sein – vor allem im Sommer. Besonders gilt dies für jene Befragten, die in typischen Urlaubsregionen Wohneigentum besitzen – Befragte 22 schätzt das „Haus in Kroatien am Meer“ (Befragte 22, 2. Interview, Zeile 23) so sehr, dass sie die Region als Gebiet gewählt hat, in dem sie im diesjährigen Sommer heiraten wird, obwohl sowohl sie als auch ihr Verlobter in Österreich geboren sind. (vgl. Befragte 22, 2. Interview, Zeile 59-63). Es scheint also, als würde der Besitz von

Wohneigentum im Herkunftsland über die gesteigerte Besuchsfrequenz auch zu einer als intensiver empfundenen Verbundenheit mit dem Herkunftsland (der Eltern) führen.

Ein zweiter bedeutender Aspekt der wirtschaftlichen translokalen Praktiken ist das Senden von Remissen – Zuwendungen finanzieller oder materieller Art –, die die im Herkunftsland verbliebene Familie unterstützen sollen. Auch Spenden an Menschen, die nicht mit den Migrierten verwandt sind, können in diese Kategorie fallen. Während in den Interviews explizit nach finanzieller und materieller Unterstützung von Österreich ins Herkunftsland gefragt wurde, kamen immer wieder auch Geldsendungen aus dem Herkunftsland nach Österreich zur Sprache – MigrantInnen der ersten Generation sprachen diese besonders an, weil sie dadurch von der Familie finanziell unterstützt wurden, um in Österreich Fuß fassen zu können.

Dies gilt insbesondere für die Befragten des fünften Interviews – zum einen geben sie an, dass zum Zeitpunkt der Migration der Befragten 51, die der ersten Migrationsgeneration angehört, keine Familienmitglieder mehr im damaligen Jugoslawien lebten, dort „war also niemand mehr, den man unterstützen hätte können.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 208). Die Eltern lebten beide schon länger in Deutschland, auch der damalige Ehemann der Befragten arbeitete dort – beide stammen aus gut situierten Familien, weswegen eine finanzielle Unterstützung der Familie im Herkunftsland ebenfalls nicht nötig gewesen wäre. Als die Befragte 51 nach Österreich migrierte, wurde sie von ihren Eltern dahingehend finanziell unterstützt, sodass der Erwerb einer Eigentumswohnung möglich war. Ähnliche Unterstützung erhielt auch der Interviewpartner des dritten Interviews, der im Rahmen seines Studienbeginns nach Österreich migrierte und aufgrund rechtlicher Bestimmungen auf finanzielle und materielle Unterstützung angewiesen war – selbst mit Arbeitserlaubnis war es ihm nur möglich, rund zehn Wochenstunden zu arbeiten, weswegen er ohne die Finanzierung aus dem Herkunftsland kein Studium abschließen hätte können. (vgl. Befragter 31, 3. Interview, Zeile 126-131)

Viele der Befragten gaben an, dass sie ihre Familienmitglieder zwar unterstützt hätten, diese finanziellen Zuwendungen seien aber weniger geworden oder hätten mittlerweile ganz aufgehört – teilweise, weil eine finanzielle Zuwendung nicht mehr notwendig war, teilweise aber auch, weil die Befragten für sich eine Entscheidung getroffen haben, diese einzustellen. Befragte 21 gibt so beispielweise an, früher viel Geld „nach unten“ geschickt zu haben, weil diese finanzielle Unterstützung in Zeiten des Kriegs und der

Nachkriegszeit beziehungsweise der Zeit des Wiederaufbaus dringend gebraucht wurde. Sie gibt an, die Eltern und Schwester ihres Mannes ebenso wie ihre eigene Schwester finanziell unterstützt zu haben, mittlerweile aber die Sendungen eingestellt zu haben: „Aber jetzt geht es allen so gut, dass das nicht mehr notwendig ist.“ (Befragte 21, 2. Interview, Zeile 297). Auch wenn Familienmitglieder selbst migrieren, wird die finanzielle Zuwendung eingestellt. Materielle Güter, die der Familie direkt zugewiesen werden, werden nur von zwei Befragten angesprochen. So gibt Befragter 42a an: „Während dem Krieg hat mein Vater seiner Mutter Brot rübergeschickt, damit sie etwas zu essen hat“ (Befragter 42a, 4. Interview, Zeile 137-138); der Vater des Befragten 42c hingegen „hat immer seine Autos hingegeben, seinem Bruder oder so.“ (Befragter 42c, 4. Interview, Zeile 141-142). Rimessen, die bis heute andauern, werden nur von Befragtem 42b angesprochen: „Jedes Mal, wenn wir dort sind [...], hinterlegen wir auch Geld für den Opa und meine Oma.“ (Befragter 42b, 4. Interview, 151-152). Betont werden muss aber auch, dass indirekte Rimessen bei mehreren Befragten (42c, 31, 52) zusätzlich zur Sprache kommen: Sie geben an, in den Urlaub ins Herkunftsland gezielt mehr Geld mitzunehmen, um die dortige Wirtschaft anzukurbeln und gegebenenfalls auch für Verwandte mitzuzahlen. Größere Anschaffungen und internationale Preisvergleiche werden im Folgenden noch gesondert angesprochen.

Oft ist – wie in Kapitel 2.1.5.3. angesprochen – mit dem Senden von Remissen eine gewissen Einforderungshaltung seitens der Menschen im Herkunftsland und eine Art verwandtschaftlicher Verpflichtungsgefühle seitens der Migrierten verbunden. Mitglieder der Familie, die selber nicht migriert oder nach kurzer Zeit wieder zurückgekehrt sind, hätten so, wie Befragter 12 anspricht, eine falsche Vorstellung vom Leben in Österreich und den hiesigen Einkommensverhältnissen: „Die unten glauben ja, wir verdienen hier Millionen in Österreich.“ (Befragter 12, 1. Interview, Zeile 216) Die Befragten des ersten Interviews seien schließlich dazu übergegangen, nur mehr Geld zu geben, dass sie selbst nicht vermissen würden, denn ein Ausleihen sei meist nicht möglich: „Das kriegst du nie zurück.“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 223)

Wenn die eigene Familie keine finanzielle oder materielle Unterstützung mehr braucht, führt das dennoch nicht immer dazu, dass gar keine Güter mehr ins Herkunftsland fließen. Einige Befragte (21, 22, 42a, 42b, 42c) geben an, Personen beziehungsweise Organisationen auch außerhalb der Verwandtschaftsverhältnisse zu unterstützen. Wie in Kapitel 5.2.2. angesprochen, spenden die Befragten aus dem zweiten Interview über

ihre Kirche regelmäßig Kleidung und Lebensmittel für bestimmte Ortschaften in Kroatien. Auch die Interviewpartner aus dem vierten Gespräch geben an, regelmäßig materielle Zuwendungen ins Herkunftsland zu schicken – Kleidung, Geldspenden, Fußbälle und Trikots werden gesondert angesprochen. Während also innerfamiliär vor allem finanzielle Rimessen im Zuge von Überweisungen oder Bargeld getätigt werden, konzentrieren sich außerfamiliäre Spenden meist auf materielle Güter, insbesondere auf Kleidung.

Der letzte wirtschaftliche Aspekt translokalen Lebens, der hier beleuchtet werden soll, behandelt die Nutzung von Preisunterschieden zwischen dem Herkunfts- und dem Zielland der Migration. Alle Befragten, die sich zu diesem Thema äußerten, sprachen an, die Preisunterschiede durchaus zu nutzen, vor allem was den Bereich der Automechanik angeht. So lassen mehrere Befragte (52, 42c) Autos im Herkunftsland reparieren, weil dies dort günstiger ist oder lassen Routinearbeiten wie den Reifenwechsel bei einem Besuch im Herkunftsland durchführen, um den Preisunterschied bestmöglich zu nutzen. Wird ein Gegenstand kaputt, während man im Herkunftsland ist, wird dieses aufgrund der günstigeren Konditionen auch direkt repariert. Befragter 31 gibt außerdem an, generell für größere Anschaffungen internationale Preisvergleiche anzustellen – weil er ohnehin regelmäßig in Bosnien ist, stellt die Anschaffung keinen großen logistischen Aufwand dar. Auch jene Befragten, die selbst keine Preisunterschiede im Sinne größerer Käufe nutzen, kennen aber Menschen, die Anschaffungen vor allem im Bereich Inneneinrichtung (Parkett, Möbel, Türen etc.) im ehemaligen Jugoslawien tätigen und dann den Transport nach Österreich organisieren. Für Befragte 52 ist dies allerdings keine Option: „Es ist jetzt auch nicht so die gute Qualität, dass man sagen würde, ja, das zahlt sich aus.“ (Befragte 52, 5. Interview, 196-197) Interessant ist diesbezüglich auch zu erwähnen, dass der im Zuge dieser Diplomarbeit aufgrund des jungen Alters der zweiten Generation der Befragten eigentlich nicht im Interviewleitfaden gesondert berücksichtigte Aspekt wirtschaftlicher Verbindungen im Sinne (klein-) unternehmerischer Tätigkeiten ebenfalls zur Sprache kam: So gaben zwei Befragte an, entweder selbst mit Gütern in Österreich zu handeln, die im Herkunftsland erworben wurden, oder Menschen im persönlichen Umfeld zu kennen, die derartigen Handel betreiben würden (vgl. Befragter 42b, 4. Interview, Zeile 167-168; Befragte 52, 5. Interview, Zeile 189)

Das Interesse an der Politik des Herkunftslandes unterscheidet sich bei den Befragten stark voneinander, was aber nicht nur auf die Unterschiede bei der Staatszugehörigkeit zurückzuführen ist. So geben einige Befragte an, dass sie oder ihre Familienangehörigen zwar die österreichische Staatsbürgerschaft haben, sich aber dennoch über politische Entwicklungen im Herkunftsland informieren. Befragter 12 gibt an, seinen Vater interessiere „unten mehr als das, was in Österreich passiert“ (Befragter 12, 1. Interview, Zeile 33) – dieser gehe daher auch nicht immer wählen, seine Informationen zu österreichischen PolitikerInnen beziehe er aus dem Familienverband. Befragte 11 und 12 hingegen sehen das Wählen in Österreich als selbstverständlich an, womit sie mit den Meinungen der anderen Befragten mit österreichischer Staatsbürgerschaft konform gehen. Befragte 11 fasst diese Selbstverständlichkeit so zusammen: „Ich lebe ja da.“ Auch Befragter 31 sieht die Einhaltung des Wahlrechts als Pflicht eines jeden Staatsbürgers beziehungsweise einer jeden Staatsbürgerin. Er wählt momentan in Bosnien, überlegt aber, die österreichische Staatsbürgerschaft anzunehmen. In seinem Fall wird die in Österreich geltende rechtliche Situation in Bezug auf die Zugehörigkeit zu mehreren Nationen zum Problem: Obwohl er angibt, sowohl Bosnien als auch Österreich als Heimat zu betrachten und sich in beiden Staaten mit politischen Entwicklungen auseinandersetzt, fordert der Grundsatz der Vermeidung mehrfacher Staatsangehörigkeit (vgl. BMEIA 2020) von ihm eine Entscheidung bezüglich einer der beiden Nationen. Die politischen Prozesse beider Staaten und die persönliche Partizipation an diesen scheinen also gleichbedeutend für die Lebenswelt des Befragten, die rechtlichen Rahmenbedingungen verunmöglichen aber eine gleichwertige Teilnahme am politischen Leben beider Ländern.

Da drei der Befragten mit österreichischer Nationalitätszugehörigkeit noch minderjährig und damit nicht wahlberechtigt sind, sind sie persönlich in Bezug auf die Teilnahme an Wahlen für die Befragung hinsichtlich der aktiven Teilnahme an politischen Prozessen nicht relevant. Befragter 42b gibt aber an, sein Vater habe beide Staatsbürgerschaften, also auch jene von Bosnien, würde aber vorwiegend in Österreich wählen, in Bosnien hingegen „vielleicht einmal in zehn Jahren“ (Befragter 42b, 4. Interview, Zeile 192) an Wahlen teilnehmen. Zum Wahlverhalten der Eltern machten die anderen beiden Befragten aus dem vierten Interview keine Aussagen.

Vier der Befragten besitzen die kroatische Staatsbürgerschaft – deren Wahlverhalten unterscheidet sich stark voneinander. Während sich die Befragten 21 und 22 auch in Österreich als stark politisch interessiert zeigen, wählen beide aber ebenso bei jeder kroatischen Wahl. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass beide einen großen Teil des Jahres in Kroatien verbringen und auch Rückkehrabsichten haben (siehe Kapitel 5.4.) Die beiden Befragten aus dem fünften Interview hingegen informieren sich kaum über politische Entwicklungen in Kroatien, außer wenn sie diese „zufällig über österreichische Medien mitbekomme[n]“. (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 93-94). Sie informieren sich also weder gezielt, noch nehmen sie aktiv an Wahlen teil; Befragte 51 sagt, sie habe „das letzte Mal vor zehn, zwanzig Jahren in Kroatien gewählt“ (Befragte 51, 5. Interview, Zeile 100) – beide Gesprächspartnerinnen geben aber auch an, keine innige Verbindung zum Herkunftsland (der Eltern) zu haben. Befragte 52 betont, sie habe nicht grundsätzlich kein politisches Interesse - sie verfolgt die österreichische Politik und würde auch wählen gehen, hätte sie die Staatsbürgerschaft. Ihre Mutter hingegen meint, ihr Desinteresse wäre der fehlenden Staatsbürgerschaft geschuldet – dürfte sie in Österreich wählen, würde sie sich auch informieren. (vgl. Befragte 52, 5. Interview, Zeile 104-106).

Es zeigt sich also in Bezug auf politische Partizipation, dass fast alle Befragten an Wahlen teilnehmen, sei dies im Herkunfts- oder Zielland der Migration – je nach Nationalitätszugehörigkeit. Fast alle der Befragten, die nicht in Österreich wählen dürfen, aber hier leben, informieren sich auch über politische Belange, weil Wahlergebnisse sich direkt auf ihr Leben auswirken. Nur zwei der Befragten hingegen wählen und informieren sich auch bewusst über politische Entwicklungen im Herkunftsland, während die anderen Befragten meist nicht gezielt nach Informationen suchen. Fast alle InterviewpartnerInnen sind aber grundsätzlich politisch interessiert und können durch die Teilnahme an Wahlen, zumindest aber durch das Konsumieren politischer Medien und Nachrichten als direkte TeilhaberInnen am politischen Leben bezeichnet werden (Definition nach FAIST et al. 2013: 49f.).

5.3. Medien und Medienkommunikation

Die steigende Nutzung verschiedenster Kommunikationsmedien ermöglicht Menschen mit Migrationshintergrund, immer einfacher mit Familienmitgliedern und Bezugspersonen im Herkunftsland in Verbindung zu treten. In diesem Kapitel soll vor allem untersucht werden, welche Medien in welcher Intensität genutzt werden, wobei eine Unterscheidung zwischen den sogenannten „großen“ und „kleinen“ Medien getroffen wird, die in Kapitel 2.2.2. schon definiert wurde. Auch der Einfluss der „neuen“ Medien auf das Gefühl der Familienbindung wird untersucht.

5.3.1. Nutzung „kleiner“ und „großer“ Medien

Betrachtet man die Nutzung „großer“ Medien im Sinne von Massenmedien im Vergleich mit der Nutzung „kleiner“ Medien, also jener, die zur individuellen Kommunikation Einzelner oder kleiner Gruppen genutzt werden, zeichnet sich in den Interviews ein klarer Unterschied zwischen den beiden Medientypen ab.

Bezüglich „großer“ Medien im Sinne von „Massenmedien“ geben die meisten Befragten an, selbst wenig bis keine Medien aus dem Herkunftsland zu nutzen – beziehungsweise lässt sich in den Nutzungsstrukturen wenig Diversität beobachten. Manche InterviewpartnerInnen geben an, sich über politische Entwicklungen im Herkunftsland auch über bosnische oder kroatische Medien zu informieren; allen voran lässt sich hier das Fernsehen als Medium erster Wahl definieren. So gibt Befragter 12 an, sein Vater, der der ersten Migrationsgeneration angehört, „schaut bosnische Sachen, verfolgt Nachrichten unten aber nicht in Österreich“ (Befragter 12, 1. Interview, Zeile 29-30), die Befragten 21 und 22 besitzen eine „Fernsehkarte, mit der [sie] alle Programme empfangen können [...] [für] kroatische Sendungen nutz‘ ich das.“ (Befragte 21, 2. Interview, Zeile 247-249) und Befragter 42c verfolgt trotz den von ihm als undurchsichtig empfundenen Strukturen die Entwicklungen der bosnischen Politik, in dem er „ab und zu die Nachrichten“ (Befragter 42c, 4. Interview, Zeile 184-185) sieht sowie den Wetterbericht des Herkunftslandes prüft – auch, wenn er selbst sich gerade in Österreich befindet. Die Befragten des vierten Interviews geben außerdem an, ihre Eltern, vor allem die Mütter, würden mehr bosnische als österreichische Medien verfolgen und außerdem gerne türkische Serien schauen. (vgl. Befragte 42a, 42b, 42c, 4. Interview, Zeile 180-187) Auch die Interviewpartnerinnen des fünften Gesprächs geben an, früher kroatische Sender empfangen und genutzt zu haben, wofür ein

zusätzliches Fernsehpaket zugekauft wurde. Heute würden beide aber kein kroatisches Fernsehen mehr verfolgen, sondern sich anderweitig informieren (vgl. Befragte 52, 5. Interview, Zeile 84-86). Die Veränderung in der Nutzung des Mediums Fernsehen an sich wird ebenfalls angesprochen: Das Verfolgen jugoslawischer Politik war so für den Ehemann der Befragten 21 zu Beginn des Lebens in Österreich ein wichtiger Punkt im Tagesablauf. Weil sie während des Kriegs migriert waren, besuchte dieser fast täglich ein Lokal, in dem es – im Gegensatz zur eigenen Wohnung – Satellitenfernsehen gab, um informiert zu bleiben, die Nachrichten zu sehen, zu „wissen, was los ist.“ (Befragte 21, 2. Interview, Zeile 255-258)

An zweiter Stelle der Nutzung „großer“ Medien steht das Lesen von Zeitungen – dies kommt allerdings in den Interviews nur dreimal zur Sprache: Sowohl Befragte 52 und 21 als auch Befragter 31 informieren sich in den Onlineversionen kroatischer oder bosnischer Zeitungen über das Geschehen in den Herkunftsländern, „einfach um auch up-to-date zu bleiben“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 87). Alle Befragten geben aber an, diese Medien nicht regulär zu nutzen, sondern sich primär über österreichische Medien zu informieren.

Nur kurz erwähnt werden weitere Medien: Musik wird über den Streamingdienst Spotify gehört, das klassische Radio wird von den Befragten kaum bis gar nicht genutzt. Klassische Printmedien scheinen ebenso wenig bis nicht genutzt zu werden; vielmehr wird auf die Onlineportale dieser zurückgegriffen.

In der Nutzung großer Medien scheint sich unter den GesprächspartnerInnen ein großer Unterschied zwischen den beiden untersuchten Migrationsgenerationen zu ergeben: Während aus der zweiten Migrationsgeneration nur wenige Befragte Medien aus dem Herkunftsland nutzen – und wenn, dann nur unregelmäßig, angegeben wird nur das sporadische Verfolgen der Onlineportale kroatischer Printzeitungen – geben die meisten der Befragten der ersten Migrationsgeneration an, vor allem Fernsehprogramme aus dem Herkunftsland zu verfolgen, um vor allem über politische Entwicklungen informiert zu bleiben. Dies wird auch daran deutlich, dass Befragte der zweiten Migrationsgeneration darauf verweisen, dass ihre Eltern diese Medien weit häufiger nutzen würden als sie selbst.

„Kleine“ Medien werden hingegen von fast allen Befragten wesentlich häufiger und intensiver genutzt – manche der GesprächspartnerInnen geben an, täglich oder fast täglich mit Familienmitgliedern und FreundInnen, die in anderen Ländern leben, in Kontakt zu stehen. Neben Telefongesprächen und Videotelefonie (über Anbieter wie WhatsApp oder Skype) nutzen die InterviewpartnerInnen auch (Gruppen-) Chatfunktionen, um mit den Bezugspersonen im Herkunftsland oder anderen Ländern zu kommunizieren.

Vor allem die Befragten der ersten Migrationsgeneration geben an, dass neue Kommunikationsmedien das In-Kontakt-Bleiben mit der Familie wesentlich erleichtert hätten: Gerade die Festnetztelefonie ins Herkunftsland war zu Beginn ihres Lebens in Österreich nicht immer einfach zu bewerkstelligen; über eine Verbindungszentrale erst kam ein Gespräch mit Ex-Jugoslawien zustande, außerdem war vor allem in Kriegs- und Nachkriegszeiten nicht immer klar, ob eine Telefonverbindung überhaupt aufgebaut werden kann (vgl. Befragte 11, 1. Interview, Zeile 121-122). Dazu kamen hohe Kosten, die für Auslandsgespräche anfielen. Die Befragten mussten mangels Telefon in der eigenen Wohnung in den Anfangszeiten auch auf Telefonzellen zurückgreifen – insgesamt geben die Befragten an, früher zwar ebenso mit der Familie im Herkunftsland in telefonischem Kontakt gestanden zu haben, die Gespräche seien aber durch die Vereinfachung des Kommunikationsaufbaus häufiger und länger geworden. Die drei Befragten des vierten Interviews geben an, dass vor allem ihre Mütter täglich in telefonischem Kontakt mit ihrer Familie stehen würden und somit fast ständig in Verbindung vor allem mit ihren Eltern und Geschwistern seien. (vgl. Befragte 42a, 42b, 42c, 4. Interview, Zeile 83-90) Auch sie selbst hätten Kontakt mit der Verwandtschaft, allerdings weniger intensiv, was aber nicht an der Entfernung, sondern eher an der persönlichen Beziehung zur Familie liege.

Heutige Kommunikation geschieht hingegen vor allem in der zweiten Migrationsgeneration häufig schriftlich über verschiedene Messengerprogramme wie WhatsApp, Viber oder Facebook. Diese ermöglichen es, kostengünstig und unmittelbar mit der Familie im Ausland in Kontakt zu bleiben:

„Heute schickt man eine Nachricht [...] und das ist in Sekunden bei der anderen Person. [...] Man kann auf jeden Fall mehr berichten aus dem Leben, was sich so tut.“
(Befragte 22, 2. Interview, Zeile 88-92)

Auch in Bezug auf die Nutzung kleiner Medien scheint es also Unterschiede zwischen den befragten Migrationsgenerationen zu geben – während alle Befragten der ersten Migrationsgeneration angeben, mehrmals die Woche bis täglich mit den in den Herkunftsländern lebenden Familienmitgliedern, vor allem Eltern und Geschwistern, in (video-)telefonischem Kontakt zu stehen, gilt das für die zweite Migrationsgeneration nur beschränkt. Von den Befragten dieser Generation gibt niemand explizit an, mit Verwandten in Bosnien oder Kroatien regelmäßig zu telefonieren; der Kontakt wird vielmehr über Social Media und Messengerprogramme wie WhatsApp oder Viber aufrecht erhalten. Dass sich die Kommunikationsmöglichkeiten seit der Ankunft in Österreich vereinfacht und in Bezug auf Verbindungskosten vergünstigt haben, hat vor allem auf die Menge und Dauer der Anrufe Auswirkungen, wobei auch zuvor schon versucht wurde, möglichst regelmäßig mit der Familie ins Gespräch zu kommen.

5.3.2. Einfluss auf die Familienbeziehung

Die meisten Befragten geben an, dass sie seit der Verwendung neuer „kleiner“ Kommunikationsmedien zumindest quantitativ mehr Kontakt mit der Familie im Herkunftsland haben – Befragte 11 gibt etwa an, sie habe früher ungefähr einmal die Woche mit ihrem Vater telefoniert, heute nutzt sie aber eher Dienste zur Videotelefonie. Durch die Möglichkeit, das Gegenüber beim Telefonieren auch zu sehen, habe sie „mehr Kontakt“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 99) zu den Verwandten, die nicht nur in ihrem Herkunftsland Bosnien leben, sondern auch in den USA. Sie gibt an, dass sich die Stunden, die sie so regelmäßig mit der Familie verbringt, vielmehr wie ein Besuch anfühlen, als dies bei Telefonaten ohne Videofunktion der Fall wäre. Sie beschreibt diese Gespräche fast wie ein Ritual:

„Über Skype sehe ich mein Gegenüber direkt, wir reden, wir lachen, ich trinke Kaffee und oft telefoniere ich dann zwei Stunden“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 100-101)

Befragter 31 gibt ebenso an, dass die Option der Videotelefonie für ihn und seine in Bosnien lebenden Eltern eine große Erleichterung im Alltagsleben darstellt – er betont aber, dass dies vor allem der Fall wäre, seit er selbst Vater sei:

„Das wär‘ sicher nicht so interessant, wenn ich alleine wäre [...] da würde ein normaler Anruf genauso reichen. [...] [Meine Eltern] telefonieren meistens auch eher mit den Kindern als mit mir.“ (Befragter 31, 3. Interview, Zeile 69-74)

Er betont außerdem, dass die Beziehung zu seinen Eltern seit seiner Migration nach Österreich inniger geworden sei – durch die Distanz und das tägliche Telefonieren sei man viel bemühter, den Kontakt zu halten und sich auszutauschen, was eben über die Möglichkeiten der Medienkommunikation erleichtert werde. Auch die weiter oben bereits angesprochene Unmittelbarkeit der Gespräche, die im Alltagsgeschehen meist schriftlich ablaufen, trägt zu einer als enger empfundenen Familienbindung bei. Vor allem das Senden von Fotos vermittelt ein Gefühl des direkten Kontakts – sie ermöglichen ein Wahrnehmen der Wahrnehmung des Gegenübers: „Das schweißt uns auch zusammen.“ (Befragte 22, 2. Interview, Zeile 01).

Insgesamt ergibt sich also das Bild, dass die Möglichkeiten neuer Kommunikationsmedien das Familiengefühl insofern erleichtern, als dass sie es ermöglichen, einen persönlicheren und unmittelbareren Kontakt zu schaffen – sie lassen emotionale Nähe trotz räumlicher Trennung entstehen und erhalten das Gefühl aufrecht, am Leben der Anderen teilzuhaben, auch wenn keine physische Ko-Präsenz besteht. Das in Kapitel 2.2.4. angesprochene Konzept des *Doing Family* kommt vor allem in den Interviews mit den Befragten 11 und 31 zur Sprache: Befragte 11 schafft sich mit den regelmäßigen Gesprächen, zu denen eine Tasse Kaffee getrunken wird, ein Ritual, das einem Besuch bei der Familie nahekommmt, Befragter 31 hingegen lässt die eigenen Eltern ihr Großeltern-Sein täglich über Videotelefonie erleben, wodurch das Konstrukt der Familie in beiden – und auch in den Fällen der anderen Interviewten – durch aktive Handlungsentscheidungen laufend rekonstruiert und aufrechterhalten wird.

5.4. Eventuelle Rückkehrabsichten

In Bezug auf eine eventuelle Rückkehr ins Herkunftsland (der Eltern) unterscheiden sich die Meinungen der Befragten stark voneinander, wobei der Großteil der Befragten (sieben von zehn) eine mögliche (Re-)Migration ausschließt. Dies gilt vor allem, aber nicht nur für Befragte der zweiten Migrationsgeneration – von sechs InterviewpartnerInnen, die in Österreich geboren wurden oder als Kleinkinder migrierten, kann sich nur eine Befragte (22) vorstellen, nach Kroatien zu migrieren. Diese Option ist allerdings an berufliche Voraussetzungen gebunden:

„Wenn sich eine gute Jobmöglichkeit ergibt, von der man auch normal leben kann und eine Familie ernähren kann, dann – ja, auf jeden Fall würd' ich hinziehen, auch in jungen Jahren schon. [...] Aber solange die Situation instabil ist, nein.“ (Befragte 22, 2. Interview, Zeile 218-221)

Die übrigen fünf Befragten geben an, sich nicht vorstellen zu können, in die Herkunftsländer der Elterngeneration zu ziehen.

Deutlich differenzierter ist diese Situation bei den vier Befragten der ersten Migrationsgeneration: Während zwei Gesprächspartnerinnen (11 und 51) angeben, allein schon der Familie wegen in Österreich bleiben zu wollen, haben Befragte 21 und ihr Ehemann schon „den Plan, dass [sie] wieder zurückgehen“ (Befragte 21, 2. Interview, Zeile 204-205), allerdings mit der familiären Einschränkung: „Wenn es den Kindern hier gut geht.“ (Befragte 21, 2. Interview, Zeile 210-211). Befragter 31 kann sich ein Leben in vielen anderen Ländern vorstellen – seine Zukunft scheint nicht unbedingt an Österreich gebunden zu sein. Er sieht das Land zwar genauso als Heimat, wie Bosnien, wo er aufgewachsen ist, gibt aber an:

„Wenn ich eine gute Möglichkeit sehen würde oder wenn ich negative Entwicklungen in Österreich sehen würde, würde ich mich nicht verpflichtet fühlen, hier weiterhin zu leben, sondern man versucht halt sein Glück irgendwo anders“ (Befragter 31, 3. Interview, Zeile 148-151)

Fast alle Befragten, die angeben, sich vorstellen zu können, wieder ins Herkunftsland (der Eltern) zu migrieren, formulieren gleichzeitig also auch Einschränkungen mit ihren Rückkehrplänen – meist sind diese an berufliche oder familiäre Entwicklungen gebunden. Eine Remigration sei nur dann denkbar, wenn sich in Hinblick auf Berufsaussichten eine gute Chance ergeben würde; im Fall der Befragten 21 müsse sie wissen, dass ihre Kinder in Österreich fest auf eigenen Beinen stehen, bevor sie nach Kroatien migrieren würde. Sie betont aber auch, dass die Remigrationspläne vorerst nur das seien: Pläne. Entscheiden würde erst die Lebenssituation in einigen Jahren.

Besonders spannend ist diesbezüglich die Entscheidungsgrundlage, die im Grunde bei potentiellen (Re-)MigrantInnen und jenen Befragten, die auf jeden Fall in Österreich bleiben wollen, dieselbe ist: Während jene, die über eine (Re-)Migration nachdenken, angeben, dass sie durch die Familie in Österreich und die fehlenden Chancen (noch) daran gehindert werden, wirklich zu migrieren, geben die InterviewpartnerInnen, die

sich ein Leben in Bosnien oder Kroatien nicht vorstellen können, die gleichen Gründe an. In Hinsicht auf familiäre Lebensumstände geben die Befragten an, dass mittlerweile der Großteil der Familie in Österreich lebe – vor allem die eigenen Kinder spielen eine wichtige Rolle, wenn es darum geht, nicht erneut zu migrieren. Oft wird hier angegeben, dass die eigenen Kinder mittlerweile so sehr in Österreich verortet seien, dass eine Migration derer nicht mehr denkbar sei; und wenn die Bezugspersonen im Herkunftsland fehlen, fällt ein bedeutender, für die Migration sprechender Grund weg. Befragte 21 fasst die Situation ihrer ebenfalls in Österreich lebenden Mutter wie folgt zusammen: „Jetzt wohnt dort, in Bosnien, fast niemand mehr [...] was soll sie dort alleine.“ (Befragte 21, 2. Interview, Zeile 228-229).

Der zweite Grund, der die meisten InterviewpartnerInnen von einer (Re-)Migration abhält, ist der Lebensstandard in den Ländern, aus denen die (Eltern der) Befragten stammen: Angesprochen werden in den Gesprächen mehrere Faktoren, die dahingehend einen Hinderungsgrund darstellen. Zum einen sei die medizinische Versorgung in den Ländern nicht in derselben Qualität gesichert, wie dies in Österreich der Fall wäre, zum anderen seien Regelungen in Hinblick auf Krankenversicherung und Altersheime unterschiedlich. Besonders für die Befragten der ersten Migrationsgeneration ist dieser Umstand in Hinblick auf die Gesundheit im Alter bedeutend (vgl. Befragte 11, 1. Interview, Zeile 89 und Befragte 21, 2. Interview, Zeile 230-231). Die geringe Dichte an Krankenhäusern und Apotheken, vor allem in Bosnien, wird ebenfalls als Grund genannt, der gegen eine Migration in dieses Land spricht (vgl. Befragte 42a und 42b, 4. Interview, Zeile 207-212).

Ein weiterer Aspekt, der in Bezug auf den Lebensstandard in den Herkunftsländern angesprochen wurde, ist die Infrastruktur – nicht nur im bereits diskutierten medizinischen Bereich, sondern auch im Alltagsleben, vor allem was den Bereich der Mobilität angeht: „Ohne Auto kommst du nirgendwo hin“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 383); auch die instabile Situation in den Ländern, vor allem was berufliche Chancen angeht, erschwert die Entscheidung, zu migrieren.

Einige Befragte (12, 51, 52) begründeten ihre Entscheidung, in Österreich zu bleiben, auch mit der Mentalität, die in den Herkunftsländern (der Eltern) herrscht und mit der sie als in Österreich lebende MigrantInnen nicht (mehr) zurechtkommen würden. Besonders die Interviewpartnerinnen aus dem fünften Interview geben an, sich aus diesem Grund nicht vorstellen zu können, nach Kroatien oder Bosnien zu migrieren,

wobei sie starke Unterschiede zwischen den beiden Ländern ausmachen – in Kroatien sei der Lebensstil dem österreichischen ähnlicher, vor allem was den Zugang zu Bildung und die Rolle von Frauen in der Gesellschaft angeht, was in Bosnien nicht der Fall wäre. Dennoch geben beide Gesprächspartnerinnen an, auch nach Kroatien nicht mehr vollständig migrieren, sondern eher einen Zweitwohnsitz im Sinne eines Ferienhauses aufbauen zu wollen.

5.4.1. Unterschiede zwischen Männern und Frauen

Besonders interessant ist hierbei auch zu betonen, dass es in Hinblick auf Rückkehrabsichten einen Unterschied hinsichtlich des Geschlechts des oder der Befragten zu geben scheint. Befragte Frauen wiesen darauf hin, dass sie selber nicht zurück ins Herkunftsland ziehen wollen würden, ihre Ehemänner oder männliche Verwandte aber eher Absichten dahingehend hätten. Befragter 12 brachte dies folgendermaßen zur Sprache: „Ich glaube, die Männer sind eher geneigt dazu, wieder hinzuziehen, als die Frauen. Zumindest in unserer Familie.“ (Befragter 12, 1. Interview, Zeile 91-92). Der Onkel des Befragten habe Rückkehrabsichten und würde planen, in der Pension in das in Bosnien errichtete Haus zu ziehen; auch sein Vater, der Ehemann der Befragten 11, hätte vor, wieder ins Herkunftsland zu remigrieren, während Befragte 11 diese Absichten nicht teilt:

„Mein Mann sagt oft, er kauft ein Haus unten, wenn er in der Pension ist. Dann denke ich: ‚ja, kauf es halt, aber ich bleibe da!‘“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 235-236)

Auch bei den Befragten des vierten Interviews scheint eine Diskrepanz zwischen den Rückkehrplänen der Elternteile zu bestehen. Befragter 42c gibt an, seine Mutter hätte zwar angedeutet, wieder zurück ziehen zu wollen, er würde aber aufgrund dessen, dass mittlerweile fast die gesamte Familie in Österreich lebt, nicht davon ausgehen, dass diese Pläne verwirklicht werden würden. Befragter 42b gibt die Unterschiede zwischen seinen Elternteilen präziser an: „[M]ein Vater will sicher dort hinziehen, aber bei meiner Mutter bin ich mir nicht so sicher.“ (Befragter 42b, 4. Interview, Zeile 219-220)

Bei den Interviewpartnerinnen des fünften Gesprächs wird der Unterschied besonders deutlich: Rückkehrabsichten und durchgeführte Remigrationen seien hier immer vor allem durch die Pläne der männlichen Familienmitglieder realisiert worden. So gibt

Befragte 52 an, ihr Onkel sei nach Jahren des Lebens und Arbeitens in Österreich wieder mit der Familie nach Bosnien migriert, um schließlich nach wenigen Jahren im Herkunftsland wieder nach Österreich zu migrieren. Diese Migrationsentscheidungen und die häufigen Umzüge haben sich vor allem auf die Kinder ausgewirkt: „Man hat sie halt doch herausgerissen und sie hatten gar keine Möglichkeiten, sich weiterzuentwickeln“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 367-368) Auch ihr eigener Vater, der Ex-Ehemann der Befragten 51, habe nach mehreren Jahren des Lebens in Österreich 2006 geplant, mit der Familie nach Kroatien oder Bosnien-Herzegowina zu migrieren, wogegen die Befragte aber aufgrund der Familie und der beruflichen Chancen im Herkunftsland intervenierte. Befragte 52 gibt außerdem an, dass er „eigentlich immer wieder zurück [wollte]“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 323)

Zumindest bei den InterviewpartnerInnen, die im Zuge dieser Diplomarbeit befragt wurden, scheint also ein Unterschied hinsichtlich der Pläne zur Remigration zwischen Männern und Frauen zu bestehen, die, wie im Folgenden erläutert wird, auch mit der eigenen Identität und der empfundenen Verbindung zum Herkunftsland in enger Beziehung zu stehen scheinen.

5.5. Identität und Zugehörigkeit

In Bezug auf empfundene Zugehörigkeit zu den Nationalstaaten, in und zwischen denen die Befragten leben, gibt es – wie auch bei anderen untersuchten Fragestellungen – große Unterschiede. Deutlich wird: Keine/r der Befragten fühlt sich nur als ÖsterreicherIn oder nur dem Herkunftsland (der Eltern) zugehörig.

Die Identitätsbildung scheint vor allem, aber nicht nur einen Zusammenhang mit der Besuchshäufigkeit, die in Kapitel 5.2.1. schon angesprochen wurde, aufzuweisen. MigrantInnen der zweiten Generation, die weniger oft Zeit im Herkunftsland der Eltern oder mit der dort lebenden Familie verbringen, gaben im Gespräch an, wenig bis keine Verbindungen zum Herkunftsland zu empfinden; sie definierten sich selbst eher als ÖsterreicherInnen oder gaben an, das Leben zwischen zwei Welten als besonders identitätsstiftend zu empfinden, was auch an der Sprache liegen kann:

„Man ist nirgends so richtig dabei. Ich meine, die Mama spricht ja perfekt kroatisch [...] da hört man das nicht. Bei mir schon, bei mir merkt man den Akzent richtig, auch wenn ich kroatisch spreche. [...] Das lässt sich nicht abstreiten, dass wir trotzdem von woanders sind.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 129-134)

Die Kausalität zwischen dem Empfinden von Verbindungen und der Besuchshäufigkeit kann natürlich in beide Richtungen gerichtet sein oder sich gegenseitig beeinflussen – wer sich weniger verbunden fühlt, fährt weniger oft ins Herkunftsland, wodurch sich die empfundene Verbindung wiederum verringert.

„Also Verbindungen gibt's bei mir gar keine mehr. Das letzte Mal war ich vor 13 Jahren dort, ich bin halt dort geboren... mit 15 war ich im Urlaub unten, glaube ich. Kann aber auch schon 20 Jahre aus sein.“ (Befragter 12, 1. Interview, Zeile 21-23)

Bei den jüngeren Befragten aus dem vierten Interview, die sich alle eher als Bosnier denn als Österreicher definierten, schien dieser mögliche Zusammenhang nicht so deutlich zu sein. Während alle drei angaben, sich mit Bosnien „stark verbunden“ (vgl. 4. Interview, Zeile 22-30) zu fühlen, gaben nur zwei der Befragten an, so oft wie möglich in Bosnien zu sein; Befragter 42b meint, er sei „auch oft unten, also fast jede Ferien und auch jeden freien Tag eigentlich“ (Befragter 42b, 4. Interview, Zeile 22-23), Befragter 42a hingegen sei „zehnmal im Jahr so ungefähr“ (Befragter 42a, 4. Interview, Zeile 29-30) für unterschiedlich lange Zeiträume auf Besuch in Bosnien. Der Befragte 42c hingegen, der sich „auch als Österreicher [,] aber nicht ganz“ (Befragter 42c, 4. Interview, Zeile 28) identifiziert, ist nicht jedes Jahr in Bosnien, sondern war seit drei bis vier Jahren nicht mehr im Herkunftsland auf Besuch.

Das Empfinden hinsichtlich der eigenen Zugehörigkeit beziehungsweise der eigenen Identität als Angehörige einer oder beider Nationalstaaten ist für translokale MigrantInnen, die Verbindungen ins Herkunftsland bewusst oder unbewusst aufrechterhalten, besonders prägend. Vor allem die Befragten der ersten Migrationsgeneration empfinden das Leben zwischen den beiden Welten oft als schwierig, weil man sich nach Jahren des Lebens in Österreich weder hier zugehörig fühlt, noch im Herkunftsland Teil der Mehrheitsbevölkerung ist:

„Mittlerweile ist es so, dass ich mich, wenn ich nach unten komme, wie ein Ausländer fühle. Mein Gott, ich bin ja auch Ausländer unten, mittlerweile.“ (Befragte 51, 5. Interview, Zeile 125-126)

„Weil hier seid ihr stranac [Anm.: kroatisch für Ausländer] und dort seid ihr Ausländer, und das, muss ich sagen, stimmt, dass wir überall Ausländer sind.“ (Befragte 21, 2. Interview, Zeile 191-195)

Dass auch von Seiten der Politik eine Entscheidung hinsichtlich der Loyalität zu nur einem Nationalstaat verlangt wird, erschwert die Situation zusätzlich. Befragter 31 gibt an, beide Staaten gleichwertig als Heimat zu betrachten – was ihm die Entscheidung für eine Annahme der österreichischen Staatsbürgerschaft erschwert – sieht die doppelte Zugehörigkeit aber eher als persönlichen Zugewinn an. Die Befragte 21 hingegen gibt an, dass es ihr persönlich schwer falle, das translokale Leben mit allen Facetten als nur positiv anzunehmen: „Auf zwei Stellen zu leben, das tut schon weh und macht viel Stress.“ (Befragte 21, 2. Interview, Zeile 212). Befragte 11 fasst die Lebenssituation der InterviewpartnerInnen der ersten Migrationsgeneration, die in den 1990er-Jahren nach Österreich kamen, wie folgt zusammen:

„Hier bin ich Ausländer. Und unten bin ich auch fremd. Ich bin nirgendwo.“ (Befragte 11, 1. Interview, Zeile 187-188)

In all diesen Aussagen wird deutlich, dass es vor allem für jene Befragte, die sich vor ihrer Migration ein Leben im Herkunftsland aufbauten, das durch die beginnenden Jugoslawienkriege unterbrochen wurde, bis heute schwierig ist, sich nach rund dreißig Jahren in Österreich hier zugehörig zu fühlen – aber auch das Leben im Gebiet des damaligen Jugoslawien scheint der eigenen Identität und der Empfindung dazu nicht zu entsprechen. Ob ein Rückkehrwunsch besteht oder nicht – deutlich wird, dass der aktuelle Wohnort nicht so sehr mit positiven Empfindungen besetzt ist, sondern dass das Gefühl der Heimat durch die einschneidende Migrationserfahrung, die sie als junge Erwachsene erlebten, nicht (mehr) zwingend an einen Ort gebunden ist.

Aber auch die Befragten, die der zweiten Migrationsgeneration angehören, können diese Empfindungen nachvollziehen und teilen sie teilweise – betont wird diesbezüglich auch, dass die Identität nicht an rechtliche Faktoren wie die Staatsbürgerschaft gebunden sei:

„Wir sind immer Ausländer. Immer. [...] Weil, auch wenn ich morgen die österreichische Staatsbürgerschaft bekommen würde, ich wäre immer noch keine Österreicherin, das ist einfach so.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 387-390)

Neben dieser Zuschreibung oder Nicht-Zuschreibung einer Zugehörigkeit von außen durch Faktoren wie die Staatsbürgerschaft definieren sich die Befragten selbst ebenfalls unterschiedlich – obwohl vier der sechs Befragten der zweiten Migrationsgeneration die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, definieren sie sich selbst dennoch eher als Bosnier (42a, 42b, 42c), beziehungsweise als Kroatin (22) denn als ÖsterreicherInnen. Spannend ist in diesem Zusammenhang auch zu erwähnen, dass jene beiden Befragten, die ihre Verbindung zum Herkunftsland der Eltern als nicht intensiv empfinden, auch angeben, dass dies möglicherweise mit dem eigenen engen Umfeld, das fast nur aus ÖsterreicherInnen bestehe, zusammenhängt. Befragter 12 etwa gibt an, sich selbst in seiner Jugend von anderen BosnierInnen distanziert zu haben – weil er selber ab dann mehr mit ÖsterreicherInnen aufgewachsen sei, fühle er sich auch mehr als Österreicher. Er gibt an, die oben genannte Problematik des „als AusländerIn erkannt Werdens“ selbst nicht so sehr zu kennen: „Wenn ich mit meinen Freunden rede, checken die meisten nicht einmal, dass ich Ausländer bin.“ (Befragter 12, 1. Interview, Zeile 191-192). Befragte 52 gibt an, nur eine Freundin zu haben, die ebenfalls Kroatin sei; sie und ihre Geschwister hätten alle österreichische Freunde und würden vermutlich auch ÖsterreicherInnen heiraten, was nicht in allen Familien mit Migrationshintergrund so problemlos akzeptiert werden würde, wobei ihr Vater selbst auch Probleme damit gehabt hätte. Ihre Mutter, Befragte 51, meint dazu:

„Bei manchen Leuten und auch bei ihm ist das so, die wollen immer nach unten und die wollen nicht loslassen.“ (Befragte 51, 5. Interview, Zeile 370-371).

In der eigenen Definition als AngehörigeR eines oder mehrerer Nationalstaaten bestehen also zwischen den Befragten und den untersuchten Migrationsgenerationen doch Unterschiede – das Phänomen des „Zwischen-den-Welten-Lebens“ scheint aber in der ersten Migrationsgeneration bedeutender zu sein. Dennoch soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Zuschreibungen von außen, das sogenannte *othering*, nicht nur von Seiten der ÖsterreicherInnen hinsichtlich der hier lebenden MigrantInnen beziehungsweise von Seiten der Menschen im Herkunftsland hinsichtlich der besuchenden oder remigrierenden MigrantInnen geschieht, sondern auch von in Österreich lebenden MigrantInnen untereinander betont wird. Befragte 52 empfindet diese Zuschreibungen als besonders schwierig:

„Es passiert halt auch, dass einem andere Ausländer, andere Kroaten, dir die Identität absprechen, weil du halt nicht so kroatisch bist, nicht kroatisch genug bist.“ (Befragte 52, 5. Interview, Zeile 392-393)

Fast immer hängt das Empfinden der eigenen Zugehörigkeit also auch mit der Interaktion mit anderen Gruppen, die in einer der beiden Welten leben, zusammen.

Insgesamt wird deutlich, dass das Empfinden der eigenen Identität mit den individuellen Stationen im Lebenslauf und vor allem mit der Intensität der Verbindung zum Herkunftsland zusammenhängt. Während MigrantInnen der ersten Generation das Leben zwischen zwei Welten als intensiver und teilweise belastender empfinden, scheinen MigrantInnen der zweiten Generation sich eher für eine der beiden Welten zu entscheiden – indem sie ihre Verbindungen zu beiden Ländern in unterschiedlicher Intensität wahrnehmen. Auch sie aber fühlen sich meist beiden Welten, Ländern und Gesellschaften nicht vollständig zugehörig. Die Gespräche mit den InterviewpartnerInnen können in Bezug auf die empfundene Identität und Zugehörigkeit daher dahingehend zusammengefasst werden, als dass diese Faktoren nicht verallgemeinerbar sind und mehr als alle anderen untersuchten Aspekte von individuellen Lebensentwürfen und mentalen Zugängen zu den Lebenswelten abhängig sind.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Noch nie waren im Laufe der Menschheitsgeschichte so viele Menschen an Migrationsprozessen beteiligt wie in der Gegenwart. Parallel zu den Lebensentwürfen einzelner Menschen werden auch die Vernetzungen untereinander immer komplexer – denn Migration ist immer mit rationalen, emotionalen und sozialen Prozessen verbunden. Menschen, die aktive oder passive Migrationserfahrungen in ihrer Familiengeschichte erleben, bleiben und blieben aber immer schon in unterschiedlich intensivem Ausmaß mit dem Herkunftsland (früherer) Generationen in Kontakt. Wie diese Verbindungen aussehen, wie intensiv sie auf verschiedene Aspekte des Lebens einwirken und welche Unterschiede sich diesbezüglich bei Angehörigen zweier Generationen in Österreich lebender MigrantInnen beobachten lassen, wurde im Rahmen der vorliegenden Diplomarbeit untersucht.

Lang wurde Migration als ein unidirektionaler, irreversibler Prozess verstanden, an dessen Ende die „Integration“ im Sinne einer Akkulturation der MigrantInnen an Kultur und Gesellschaft des Ziellands steht. Auch durch das Konzept nationalstaatlicher Zugehörigkeit, dessen rechtliche Rahmenbedingungen von migrierten Menschen eine Loyalität zu nur einem Land verlangten und noch verlangen, wird deutlich, dass Migrationsprozesse von Außenstehenden oft nicht im Sinne fortwährender Verbindungen ins Herkunftsland gedacht werden. Die Translokalität stellt sich daher gegen herkömmliche Migrationstheorien: Schon in ihrer Begrifflichkeit wird das „Leben zwischen zwei Orten“ immanent. Obwohl Netzwerke und Verbindungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg im Zeitalter der Globalisierung Usus geworden sind, wird der „Zwischenraum“ zwischen zwei oder mehreren Staaten oft nicht beachtet. Der translokale Blick auf Migrationsprozesse geht daher über die Dichotomie zwischen Herkunfts- und Zielland hinaus und betont vielmehr die multiple Verortung translokaler MigrantInnen. Diese halten in vielen Lebensaspekten ihre Verbindung zum Herkunftsland aufrecht: Bedeutend sind nicht nur Familienbeziehungen zu nicht-migrierten Angehörigen, sondern auch soziokulturelle Verbindungen, etwa über Kulturvereine im Zielland. Auch wirtschaftliche Praktiken wie das Schicken von Remissen oder der Erwerb von Wohneigentum im Herkunftsland kann eine solche Verbindung darstellen; ebenso bedeutend sind Prozesse politischer Partizipation, wobei nicht nur die aktive Beteiligung an Wahlen, sondern auch das Verfolgen politischer Entwicklungen der Partizipation zuzuordnen sind.

Das Aufrechterhalten von Verbindungen zum Herkunftsland ist für MigrantInnen durch technische Entwicklungen in den vergangenen Jahrzehnten immer einfacher geworden – nicht nur durch Fortschritte im Gebiet der Mobilität, sondern vor allem auch durch Prozesse der Mediatisierung und das Entstehen neuer Medien. Diese Prozesse ermöglichen nicht nur eine leichtere Zugänglichkeit zu (Massen-)Medien wie Satellitenfernsehen und Internet, sondern auch die dialogische Kommunikation wird durch die Verwendung von (Video-)Telefonie und Messengerprogrammen erleichtert. Dies ist vor allem dahingehend bedeutend, als dass translokale Kommunikationsnetzwerke immer wieder neu artikuliert und strukturiert werden müssen, um bestehen zu können.

In Rahmen dieser Diplomarbeit wurden zehn InterviewpartnerInnen aus der ersten oder zweiten Migrationsgeneration, deren Herkunftsländer im Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens liegen, zu ihren translokalen Lebenspraktiken befragt.

In Hinblick auf familienbezogene translokale Praktiken ergab sich, dass bei allen Befragten nicht nur die Kernfamilie, sondern vielmehr ein Großteil des familiären Netzwerks Migrationserfahrungen aufweist – so leben bei vielen GesprächspartnerInnen neben den Eltern und Geschwistern auch weitere Verwandte mittlerweile in Österreich, wobei immer auch noch Familienbeziehungen ins Herkunftsland bestehen. In Bezug auf die Intensität dieser Beziehungen lassen sich aber durchaus Unterschiede ausmachen. Diese beruhen zum einen auf der empfundenen Verbindung der Befragten zum Herkunftsland: Wer sich selbst eher mit Bosnien oder Kroatien, als mit Österreich identifiziert, besucht die Familie im Herkunftsland tendenziell auch häufiger. Ein deutlicheres Bild ergibt sich aber in Bezug auf Wohneigentum: Ist der Besuch im Herkunftsland mit weniger organisatorischen Herausforderungen verbunden, weil die Befragten Wohneigentum im Land besitzen, werden freie Tage und längere Urlaube auch eher dort verbracht, als wenn ein Besuch immer auch einen logistischen Aufwand in Bezug auf Unterkunft bedeutet. Besonders Befragte der ersten Generation, die kein Wohneigentum im Herkunftsland aufweisen, geben an, dass das Leben auf engem Raum mit der Familie für längere Aufenthalte nicht geeignet sei, weswegen sich Besuche auf kürzere Zeiträume reduzieren oder mit einem „Zwischenstopp“ auf dem Weg zum eigentlichen Urlaubsziel verbunden sind.

Auch in Bezug auf Rituale, die in Zusammenhang mit Familienbeziehungen stehen, weist die erste Migrationsgeneration eine höhere Intensität dieser auf.

In der Betrachtung der Ergebnisse hinsichtlich soziokultureller Praktiken wird deutlich, dass sich auch hier ein Unterschied zwischen den Migrationsgenerationen ausmachen lässt. Während bei allen Befragten zumindest vorübergehend im jeweiligen Lebenslauf eine Mitgliedschaft in oder Partizipation an Veranstaltungen von mit dem Herkunftsland verbundenen Vereinen ersichtlich wird, bestand diese bei MigrantInnen der zweiten Generation nur in der Kindheit oder wurde über die Elterngeneration ausgelebt; heute gibt keineR der Befragten an, in Kultur- oder Folklorevereinen tätig zu sein. Im Gegensatz dazu besucht zumindest die Hälfte der Befragten der ersten Generation regelmäßig Veranstaltungen, die von Kulturvereinen oder religiösen Trägern organisiert werden. Dennoch wird deutlich, dass diese Gruppen wichtige Funktionen für die migrantische Community erfüllen: Vor allem in Bezug auf die Erhaltung von Sprache und Kultur sowie für den Informationsaustausch werden sie genutzt.

Wirtschaftliche translokale Praktiken lassen sich ebenfalls bei fast allen Befragten beobachten. Diese sind unterschiedlichster Natur. Am häufigsten wurde auf den Erwerb von Wohneigentum im Herkunftsland Bezug genommen – auch in den Gesprächen mit jenen MigrantInnen, die selbst kein Eigentum in den Herkunftsgebieten besitzen, kam das Thema zur Sprache. Die Thematik des Nutzens von Preisunterschieden zwischen Österreich und den Herkunftsländern wurde mehrmals angesprochen. Hinsichtlich dieser Aspekte lassen sich zwischen den untersuchten Migrationsgenerationen aber keine deutlichen Unterschiede ausmachen. Ähnliches gilt für das Senden von Rimessen – betont wurde diesbezüglich, dass von Seiten der Familie im Herkunftsland zwar eine Art Einforderungshaltung bestehen würde, umgekehrt wären aber auch die MigrantInnen selbst unterstützt worden.

In Bezug auf politische Partizipation und Information bezüglich derartiger Prozesse war feststellbar, dass vor allem die erste Migrationsgeneration die Entwicklungen in den Herkunftsländern Bosnien und Kroatien verfolgte; Befragte mit kroatischer oder bosnischer Staatsbürgerschaft unterschieden sich hinsichtlich Wahlverhaltens voneinander – wer Rückkehrabsichten pflegt oder sich eng mit dem Land verbunden fühlt, wählt auch im Herkunftsland.

Die Nutzung von Medien steht mit diesem Interesse am Herkunftsland in enger Verbindung. Diesbezüglich stellte sich heraus, dass die Nutzung „großer“ Medien, vor allem des Fernsehens, für die erste Migrationsgeneration von größerer Bedeutung ist; die zweite Generation nutzt diese eher weniger. Analog dazu werden „kleine“ Medien zur Kommunikation Einzelner oder kleinerer Gruppen genutzt: Befragte der ersten Migrationsgeneration gaben an, mehrmals wöchentlich über (neue) Medien mit der Familie im Herkunftsland zu kommunizieren. Dieser Austausch, vor allem mit Eltern und Geschwistern, ist für die Befragten von großer Bedeutung und wird teilweise fast als Ersatz für Besuche gesehen. Die Möglichkeiten der (Video-)Telefonie, die sich in den vergangenen Jahrzehnten immer weiterentwickelt haben, ermöglichen häufigere und längere Telefonate; wer in Kontakt bleiben möchte, ist nicht mehr auf Telefonzellen und Internetcafés angewiesen, sondern kann die Realität des Gegenübers (nahezu) so erleben, wie dies bei physischer Ko-Präsenz der Fall ist. Der Großteil der Befragten der zweiten Migrationsgeneration gibt hingegen an, nur wenig mediatisierten Kontakt mit der Familie im Herkunftsland zu pflegen.

Auf die Möglichkeit einer (Re-)Migration angesprochen, geben die meisten Befragten an, in Österreich bleiben zu wollen. Begründet wird dies vor allem mit der besseren Infrastruktur, die hier vorhanden ist. Jene Befragten, die sich ein Leben in Bosnien oder Kroatien vorstellen können, erzählen in den Interviews, dass die Realisation dieser Pläne mit bestimmten Voraussetzungen verbunden sei – wie etwa die sichere Versorgung der Familie in Österreich oder berufliche Chancen in Bosnien oder Kroatien. Es scheint sich aber abzuzeichnen, dass Männer tendenziell eher ins Herkunftsland remigrieren würden als Frauen.

In Bezug auf die empfundene Identität und Zugehörigkeit ergaben sich starke individuelle Unterschiede zwischen den Befragten, die sich nicht auf Migrationsgeneration o.ä. zurückführen lassen, sondern vielmehr auf individuelle Lebensentwicklungen und -entwürfe. Ein verbindendes Element wird aber von allen Befragten genannt: das Gefühl, „nirgends so richtig dazuzugehören“. In Österreich seien sie AusländerInnen, im Herkunftsland würden sie aber ebenso betrachtet. Der rechtliche Status der Zugehörigkeit im Sinne der Staatsbürgerschaft würde hier keinen Unterschied ausmachen; die Zugehörigkeit würde translokalen MigrantInnen in beiden Ländern vor allem von anderen Menschen abgesprochen.

Dies betrifft vor allem die erste Migrationsgeneration intensiver: Diese betont das Gefühl, „nirgends zugehörig“ zu sein noch eher, als das bei der zweiten Generation der Befragten der Fall zu sein scheint. Diese geben an, sich „eher als Bosnier/Kroatien“ beziehungsweise „eher als ÖsterreicherIn“ zu fühlen. Wichtig ist hier aber erneut, zu betonen, dass vor allem dieser Aspekt der Befragungen aufgrund der vielfältigen Lebensentwürfe der InterviewpartnerInnen als nicht verallgemeinerbar betrachtet werden soll oder kann.

Insgesamt zeigt sich in den Ergebnissen der im Rahmen der Diplomarbeit untersuchten Fragestellungen also folgendes Bild:

Alle Befragten leben translokale Praktiken in unterschiedlicher Intensität – vor allem in Bezug auf familienbezogene Aspekte. Sichtbar werden die Unterschiede etwa in der Besuchshäufigkeit, die auch in Zusammenhang mit Wohneigentum und empfundener Verbindung zum Herkunftsland steht. Zwischen den Migrationsgenerationen lassen sich in manchen Aspekten translokalen (Er-)Lebens, wie etwa soziokulturellen und familienbezogenen Verbindungen klare Unterschiede beobachten. Besonders deutlich werden diese aber in Bezug auf die Nutzung großer und kleiner Medien: Während Befragte der ersten Migrationsgeneration mehrmals wöchentlich in Kontakt mit nicht-migrierten Angehörigen stehen, spielt die mediatisierte Kommunikation für Angehörige der zweiten Migrationsgeneration nur eine untergeordnete Rolle. Die Bedeutung der Informations- und Kommunikationstechnologien ist daher besonders für translokale MigrantInnen groß – sie erleichtert ein Aufrechterhalten der vielfältigen Beziehungen ins Herkunftsland stark und trägt damit auch zur Wahrnehmung der eigenen Identität bei. Die qualitativen Befragungen dieser Diplomarbeit können aber nicht für allgemeine Erfahrungen bezüglich der Unterschiede zwischen den Migrationsgenerationen gelten. Eine bisher noch nicht durchgeführte Langzeitstudie hinsichtlich der Erfahrungen translokaler MigrantInnen der zweiten Generation könnte dahingehend also noch wertvolle Forschungsergebnisse liefern.

7. Quellenverzeichnis

3.1. Quellen

ATTESLANDER P. (2003): Methoden der empirischen Sozialforschung. – Berlin, New York.

BAUBÖCK R., PERCHINIG B. (2003): Migrations- und Integrationspolitik in Österreich. Aktualisierte Fassung des Artikels „Migrationspolitik“ von R. Bauböck, Original erschienen in: Dachs, H. et al. (Hrsg.) (1997): Handbuch des politischen Systems Österreichs. – Wien. Online unter: <https://www.okay-line.at/file/656/osterr-migr-integr-politik.pdf> (zuletzt eingesehen am 04.01.2020)

BAUER W. (2008): Zuwanderung nach Österreich. Österreichische Gesellschaft für Politikberatung und Politikentwicklung. Online unter <https://pdfs.semanticscholar.org/3305/7f9ab8133c8cb5a8881b5d7f555c21a90849.pdf> (zuletzt eingesehen am 03.01.2020)

BERG, M. (2015): Kommunikative Mobilität. Die mediale Vernetzung beruflich mobiler Menschen. – Bremen.

BIFFL G. (2011): Migration and labour intergration in Austria. SOPEMI report on labour migration Austria 2010-11. Monograph Series Migration and Globalisation, Donau Universität Krems. – Krems. Online unter: <http://www.gudrun-biffl.at/publications/download/Biffl-Sopemi-2011.pdf> (zuletzt eingesehen am 04.01.2020)

BMEIA – BUNDESMINISTERIUM FÜR EUROPA, INTEGRATION UND ÄUßERES (2020): Doppelstaatsbürgerschaft. <https://www.bmeia.gv.at/reise-aufenthalt/leben-im-ausland/staats-und-unionsbuergerschaft/doppelstaatsbuergerschaft/> (zuletzt eingesehen am 05.01.2020)

BRYCESON D., VUORELA U. (Hrsg.) (2002): The Transnational Family: New European Frontiers and Global Networks. – Oxford.

BRYCESON D., VUORELA U. (2002): Transnational Families in the 21st Century. In: BRYCESON D., VUORELA U. (Hrsg.) (2002): The Transnational Family: New European Frontiers and Global Networks. – Oxford. S.3-30

CASTLES S., DE HAAS H. und MILLER M.: The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World. – Basingstoke.

DEMEL K., FASSMANN H. (2001): Die soziale Mobilität der Ausländer/innen. Ein Beitrag zur Arbeitsmarkt- und Sozialstrukturanalyse der Großstadt. Projektbericht. – Wien.

DIMINESCU D. (2008): The connected migrant: an epistemological manifesto. In: Social Science Information, Vol. 47(4), S.565-579.

FAIST T., FAUSER M. und REISENAUER E. (2013): Das Transnationale in der Migration. Eine Einführung. – Weinheim und Basel.

FASSMANN H., MÜNZ, R. (Hrsg.) (2000): Ost-West-Wanderung in Europa. Wien, Köln, Weimar.

FASSMANN H., MÜNZ R. (2000): Österreich und die Ost-West-Wanderung: Veränderte Perspektiven. In: FASSMANN H., MÜNZ, R. (Hrsg.) (2000): Ost-West-Wanderung in Europa. Wien, Köln, Weimar.

FLICK U. (2017): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. – Hamburg.

GEBHARDT H., GLASER R. und LENTZ, S. (2013): Europa – eine Geographie. – Berlin, Heidelberg.

GLICK SCHILLER N., BASCH L. und SZANTON BLANC C. (1997): From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. In: PRIES L. (Hrsg.): Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderband 12. – Baden-Baden.

GOEKE, P. (2007): Transnationale Migrationen. Post-jugoslawische Biografien in der Weltgesellschaft. – Bielefeld.

GREINER C., SAKDAPOLRAK P (2013): Translocality: Concepts, Applications and Emerging Research Perspectives. In: Geography Compass 7/5, 2013. S.373-384.

HALILOVICH H. (2019): Bosnian Global Villages: (Re)Construction of Trans-Local Communities in Diaspora. In: ŠUŠKO, D (Hrsg.) (2019): Both Muslim and European: Diasporic and Migrant Identities of Bosniaks. – Leiden, Boston. S.183-196.

HEPP A., BOZDAG C. und SUNA L. (2011): Mediale Migranten. Mediatisierung und die kommunikative Vernetzung der Diaspora. – Wiesbaden.

HOANG L.A., YEO B.S.A., WATTIE A.M. (2012): Transnational Labour Migration and the Politics of Care in the Southeast Asian Family. In: Geoforum, Vol. 43(4), S.733-740.

IMHOF K., JARREN O., BLUM R. (Hrsg.) (2002): Integration und Medien. – Wiesbaden.

IMHOF K., BLUM R., BONFADELLI H., JARREN O. (Hrsg.) (2013): Stratifizierte und segmentierte Öffentlichkeit. – Wiesbaden. S. 219-232.

INTERNATIONAL ORGANIZATION FOR MIGRATION (Hrsg.) (2017): World Migration Report 2018. Online unter: https://www.iom.int/sites/default/files/country/docs/china/r5_world_migration_report_2018_en.pdf

INTERNATIONALE ORGANISATION FÜR MIGRATION (IOM) ÖSTERREICH: <https://austria.iom.int/de/integration-0> (zuletzt eingesehen am 01.11.2019)

JELENIĆ, B. (2009): Potentiale migrationsbedingter Mehrsprachigkeit im transnationalen Raum. Diplomarbeit, Johannes Kepler Universität Linz. – Linz.

KARMASIN, M. (2016): Die Mediatisierung der Gesellschaft und ihre Paradoxien. – Wien.

KROTZ, F. (2007): Mediatisierung. Fallstudien zum Wandel von Kommunikation. – Wiesbaden.

LANDOLT P., DA W. W. (2005): The Spatially Ruptured Practices of Migrant Families: A Comparison of Immigrants from El Salvador and the People's Republic of China. In: Current Sociology, Vol. 53(4), 2005. S.625-653. Online unter: <https://journals-sagepub-com.uaccess.univie.ac.at/doi/pdf/10.1177/0011392105052719> (zuletzt eingesehen am 04.01.2020)

LICOPPE, C. (2003): 'Connected' presence: the emergence of a new repertoire for managing social relationships in a changing communication technoscape. In: Environment and Planning D: Society and Space, Vol. 22, 2004. S. 135-156.

LUDWIG M., NIELAND J.-U. (2013): Mediensport als Integrationsmotor? Mediennutzung und Anschlusskommunikation türkischer Migranten in Zeiten medialer Segmentierung. In: IMHOF K., BLUM R., BONFADELLI H., JARREN O. (Hrsg.) (2013): Stratifizierte und segmentierte Öffentlichkeit. – Wiesbaden. S. 219-232.

LUKETINA S. (2012): Politische Partizipation von MigrantInnen aus den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien in Linz. Politische Grundhaltungen, Wahlbeteiligung und Wahlverhalten. Diplomarbeit, Johannes Kepler Universität Linz. – Linz.

MAND K. (2015): Childhood, Emotions and the Labour of Transnational Families. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research. Heft 1, 2015. S. 25-39.

MAYRING P. (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. – Weinheim, Basel.

MEE K., WRIGHT S. (2009): Geographies of belonging. Why belonging? Why geography? In: Environment and Planning A, Vol. 41, 2009. S.772-779.

MONZ, A. (2018): Mobile Arbeit, mobile Eltern. Körperliche und virtuelle Kopräsenz in der Paarbeziehung berufsmobiler Eltern. – Wiesbaden.

MÜNZ R., ZUSER P. UND KYTIR J. (2003): Grenzüberschreitende Wanderungen und ausländische Wohnbevölkerung: Struktur und Entwicklung. In: FASSMANN, H., STACHER, I. (Hrsg.) (2003): Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Demographische Entwicklungen – sozio-ökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen.

PRIES L. (Hrsg.) (1997): Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderband 12. – Baden-Baden.

PORST L., SAKDAPOLRAK P. (2017): How Scale matters in Translocality: Uses and Potentials of Scale in translocal Research. In: Erdkunde, Vol. 71(2), 2017. S.111-126.

PURKART I. (2013): Integrations- und Migrationsvorstellungen in bosnisch/kroatisch/serbischen Printethnomedien in Österreich. Diplomarbeit, Universität Wien. – Wien.

RIEGEL C., GEISEN T. (2010): Zugehörigkeit(en) im Kontext von Jugend und Migration – eine Einführung. In: RIEGEL C., GEISEN T. (Hrsg.) (2010): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden. S.7-26.

RIEGEL C., GEISEN T. (Hrsg.) (2010): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden.

SCHMITT, I. (2010): „It’s just a name”? Young People in Canada and Germany Discuss ‘National’ Belonging. In: RIEGEL C., GEISEN T. (Hrsg.) (2010): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden. S.81-98.

STANIŠIĆ S. (2019): Herkunft. München.

STATISTIK AUSTRIA (Hrsg.) (2019): Migration & Integration. Zahlen. Daten. Indikatoren 2019. – Wien. Online unter: https://www.bmeia.gv.at/fileadmin/user_upload/Zentrale/Integration/Integrationsbericht_2019/Migration-Integration-2019.pdf

ŠUŠKO, D (Hrsg.) (2019): Both Muslim and European: Diasporic and Migrant Identities of Bosniaks. – Leiden, Boston.

VLAŠIĆ A., BROSIUS H. B. (2002): „Wetten dass.....“ – Massenmedien integrieren? Die Integrationsfunktion der Massenmedien: Zur empirischen Beschreibbarkeit eines normativen Paradigmas. In: IMHOF K., JARREN O., BLUM R. (Hrsg.) (2002): Integration und Medien. – Wiesbaden. S.93-109.

WALDRAUCH H., SOHLER, K. (2004): Migrantenorganisationen in der Großstadt: Entstehung, Strukturen und Aktivitäten am Beispiel Wiens. – Frankfurt am Main.

WINTER C., HEPP A., KROTZ F. (Hrsg.) (2008): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. – Wiesbaden. S. 291-310.

ZÖLLNER O. (2008): Zugehörigkeit und Teilhabe von Migranten in der Mediengesellschaft: Neue Fernsehkanäle und die alte Aufgabe der Integration. In: WINTER C., HEPP A., KROTZ F. (Hrsg.) (2008): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. – Wiesbaden. S. 291-310.

8. Anhang

8.1. Interviewleitfaden

In meiner Diplomarbeit am Institut für Geographie an der Universität Wien beschäftige ich mich damit, wie MigrantInnen erster und zweiter Generation ihre Verbindung zum eigenen Herkunftsland oder dem der Eltern aufrechterhalten – diese können unterschiedlicher Natur sein: persönliche Beziehungen, Mitgliedschaft in Kulturvereinen, Verfolgen des politischen Geschehens und wirtschaftliche Verbindungen. Anhand mehrerer Interviews soll empirisch untersucht werden, welche Unterschiede es zum einen zwischen den Generationen, zum anderen zwischen einzelnen Personen und Familien gibt. Das Interview wird etwa dreißig bis fünfundvierzig Minuten dauern, ich werde es aufzeichnen und im Anschluss anonymisiert transkribieren, wodurch keine Rückschlüsse auf Sie/dich gezogen werden können.

A. Persönliche Daten

- Alter, Geschlecht, Geburtsland, Staatsbürgerschaft
- Seit wann lebst du/leben Sie in Österreich?
- eventuelle Migrationsgeschichte früherer Generationen

B. Familienbezogene Praktiken

- Leben noch Familienmitglieder oder andere Bezugspersonen im Herkunftsland? Wenn ja, welche?
- Besuche: in welchen Zeitabständen erfolgen Besuche und in welche Richtung? Besuchen auch Familienmitglieder aus dem Herkunftsland die Familie in Österreich?
- Wie werden Feiertag und besondere familiäre Anlässe gemeinsam gefeiert? Gibt es Familientraditionen?
- Veränderung der Beziehung über die Zeit

C. Soziokulturelle Praktiken

- Besteht oder bestand eine Mitgliedschaft in Kultur-/Traditionsvereinen des Herkunftslandes?
- Wie wird die Herkunftskultur in Österreich gelebt?

D. Wirtschaftliche und politische Praktiken

- Remissen und „flow of material goods”: familiäre Unterstützung
- Nutzung der Preisunterschiede zwischen Österreich und dem Herkunftsland
- Wirtschaftliche Vernetzung, beispielsweise durch eigene Unternehmen, die sowohl in Österreich als auch im Herkunftsland angesiedelt sind
- Teilnahme an der Politik Österreichs und des Herkunftslandes
- Wahlrecht und Wahlbeteiligung

E. Medien und Medienkommunikation

- Welche Medien des Herkunftslandes werden genutzt und warum?
- Nutzung großer und kleiner Medien
- Wie hat sich die Kommunikation mit Bezugspersonen verändert?
- Welche Veränderungen in der Beziehung wurden durch die bessere Vernetzung hervorgerufen, wenn diese zu bemerken waren?

F. Eventuelle Rückkehrabsichten

- Gibt es Absichten, in das Herkunftsland (der Eltern) (zurück) zu ziehen? Warum, warum nicht?
- Woran ist eine eventuelle Rückkehr gekoppelt, woran scheitert sie?

8.2. Interviewprotokoll: Erstes Interview

Befragte: Familie K., 11 (w57, 1. Generation) und 12 (m28, 2. Generation)

Ort des Interviews: Wohnung des Befragten 12

Datum/Zeit: 9.12.2019, 16:00-17:00 Uhr

5

1. Frage: Seit wann lebst du in Österreich?

11: Seit 27 Jahren.

12: Seit 27 Jahren, ich bin mit 13 Monaten nach Österreich gekommen.

10 *2. Frage: Hast du engere Familie, die noch in deinem Herkunftsland lebt?*

11: Ja, eine Schwester, die in Bosnien lebt und eine Schwester, in Montenegro. Wir sind mehrere Geschwister und uns gibt's überall.

12: Nicht wirklich, auf der Seite von meiner Mama die beiden Tanten, auf der Seite von meinem Papa eine Tante und Cousins, 3 Cousinen, sonst niemanden.

15 11: Mein Mann hat nur eine Schwester.

12: Aber mit denen haben wir nicht so viel Kontakt, also die gibt's, aber wir haben keine enge Beziehung zu ihnen.

20 *3. Frage: Welche Verbindung hast du zu deinem Herkunftsland beziehungsweise zum Herkunftsland von deinen Eltern? Ganz allgemein?*

12: Also Verbindungen bei mir gibt's gar keine mehr. Das letzte Mal war ich vor 13 Jahren dort, ich bin halt dort geboren... mit 15 war ich im Urlaub unten, glaube ich. Kann aber auch schon 20 Jahre aus sein.

25 11: Ich war in letzter Zeit, als meine Eltern noch am Leben waren, zweimal pro Jahr mit dem Bus auch alleine unten, aber mein Vater ist vor zwei Jahren gestorben. Ich habe aber eine Schwester, die mich öfter besuchen kommt – aber jetzt ist es ganz selten.

30 12: Also wir beide haben wenig Bezug zu Bosnien, aber mein Vater hat einen extremen Bezug, er schaut bosnische Sachen, verfolgt Nachrichten unten aber nicht in Österreich. Aber wir eigentlich gar nicht.

Das heißt ihr seid familienintern sehr unterschiedlich, was das angeht?

12: Ja, meine Schwester ist so wie ich und meine Mutter, aber beim Vater ist das schon noch so, dass er sagt, ihn interessiert unten mehr als das, was in Österreich passiert.

35 *Aber er hat schon die österreichische Staatsbürgerschaft? Was heißt das für das Thema „Wählen“?*

12: Also wir verfolgen das in Bosnien nicht, aber er schon, er kennt dort jeden Politiker. In Österreich geht er aber auch nicht immer wählen. Und wenn er geht, fragt er uns immer, wen er wählen soll. Er informiert sich nicht eigenständig, sondern fragt: „wer ist

40 der, wer ist der?“. Er wollte zum Beispiel die NEOS nicht wählen, weil er wegen dem Namen dachte, das sind Neonazis. Wir geben also unsere Informationen weiter.

Wie ist das bei euch mit politischer Partizipation in Österreich?

12: Ja, ich schon.

45 11: Ich auch, ich gehe wählen, mich interessiert die Politik. Ich lebe ja da, wie geht das zum Beispiel mit der Pension, wann kann ich in Pension gehen und was bekomme ich dann? Mindestens haben sie gesagt, 1200, für die vierzig Jahre. Sicher interessiert mich das. Aber von Bosnien habe ich nichts.

4. Frage: Zum Thema Familienbeziehung und Besuche - du hast angesprochen, dass deine Schwester öfter hier war, als du unten?

50 11: Ja, in letzter Zeit, sie kommt öfter. Sie lebt unten und arbeitet dort auch, sie hat ein Kind, das aber auch in Wien studiert. Sie kommt öfter, weil sie alleine ist, darum ist es für sie einfacher, als für uns. Sie arbeitet mit ihrem Mann, eigentlich Ex-Mann, die haben gemeinsam eine Firma.

12: Für Emblem-Druck, die gehört ihrem Ex-Mann, aber sie arbeitet noch immer dort.

55 *Gibt es von der Firma eine direkte Verbindung nach Österreich? Dass beispielsweise der Vertrieb hier stattfindet?*

12: Nein, das ist eine ganz kleine Firma.

60 11: Aber es geht schon. Darum ist es auch einfacher für sie, herzukommen, als für uns. Wir bekommen im Sommer zwei Wochen Urlaub, den Rest kann im Winter nehmen, wer möchte, aber da ist es so kalt, dass man nicht nach unten fährt. In den Sommerferien in den beiden Wochen schaut man irgendwo, dass wir...

12: Früher schon, ja.

65 11: Die Kinder waren so klein, da haben wir das so gemacht, als sie im Kindergarten und in der Volksschule waren, dass wir immer zu Ostern in den Ferien geschaut haben, dass wir auch ein paar Tage frei bekommen. Aber damals hat auch seine Mutter noch gelebt, meine Eltern... und die Kinder waren dann immer mit uns zwei, drei Tage vielleicht. Bis sie zehn, vierzehn waren, dann nicht mehr.

Das heißt, dieses klassische „in den Sommerferien lange auf Besuch sein“ hat es bei euch nicht so gegeben?

70 12: Nein, gar nicht. Wenn, dann nur diese drei, vier, fünf Tage.

11: Wenn wir zum Beispiel auf Urlaub nach Kroatien fahren, dann nutzen wir das als Raststation, bleiben zwei Nächte, besuchen meine Schwiegermutter und meine Eltern... aber das ist ja kein Urlaub, da musst du kochen und helfen, dies das, das ist kein Urlaub. Aber langsam, mit den Jahren ist alles anders geworden.

75 *Hast du, A., dadurch als Kind mehr emotionale Verbindung gehabt?*

12: Irgendwie schon, als Kind hat es mir schon mehr gefallen, und mit dem Alter... als ich dann mit meiner Freundin zusammengekommen bin, ist es immer weniger geworden.

Also war der ausschlaggebende Grund die fixe Verbindung zu Österreich?

80 11/12: Ja, schon.

12: Und seitdem hab' ich gar keinen Bezug mehr.

5. Frage: Das heißt, es gibt von eurer Seite auch keine Pläne, irgendwann wieder zurückzuziehen? In der Pension oder so?

85 11: Nein. Ich bleibe da.

12: Aber es gibt bei uns einen in der Familie, der hat unten ein Haus gebaut.

11: Mein Schwager, der Mann meiner Schwester. Die haben unten noch ein Haus gekauft und er möchte in der Pension... aber ich denke nicht, dass er das macht. Man wird älter, man wird vielleicht krank, wie geht das dann mit den Ärzten... Ich weiß es
90 auch nicht, da ist es ein bisschen anders.

12: Ich glaube, die Männer sind eher geneigt dazu, wieder hinzuziehen, als die Frauen. Zumindest in unserer Familie. Was ich so mitbekomme. Wie wenn das mit einem verbunden ist, obwohl es eigentlich nicht verbunden ist. Ich weiß es auch nicht.

95 *6. Frage: Wie haben sich eurer Meinung nach die Beziehungen verändert, seit es Social Media gibt? Also Whatsapp, Skype, Viber... Fährt man zum Beispiel seltener auf Besuch, wenn man auch so in ständigem Kontakt steht?*

11: Das kann sein, weil über Skype sieht man sich direkt, kann gemeinsam Kaffee trinken... wie ein Besuch. Man hat mehr Kontakt so, zu den Verwandten in Amerika.
100 Über Skype sehe ich mein Gegenüber direkt, wir reden, wir lachen, ich trinke Kaffee und oft telefoniere ich dann zwei Stunden. Mit dem Telefon hat sich so viel geändert! Am Anfang war das immer so mit dem Festnetz, da kriegst du irgendeine Nummer...

12: Da hat man eine eigene Nummer wählen müssen, um dann nach unten verbunden zu werden.

105 11: Ich habe auch oft meinen Vater angerufen, der ist mit 92 gestorben und konnte nicht mit dem Handy umgehen, aber mit dem Festnetz schon, und wir haben einmal die Woche telefoniert. Wenn ich rede, er erzählt alles, wie das bei alten Leuten so ist, und dann „tschüss, pfirt di“, aber stundenlang! Bei alten Leuten ist das halt so, ich verstehe das. Und so telefonieren wir halt über WhatsApp. Wir haben auch so
110 Gruppen, jeder schreibt was...

12: Das ist auch von der Sprache her immer lustig, wenn sie mit den Verwandten aus den USA telefoniert, sagt sie zum Beispiel, dass sie daheim eine „Baustelle“ hat, das kennen die natürlich nicht auf Deutsch. Also wir wechseln immer zwischen den Sprachen hin und her, das ist so ein halb-halb. Aber die reagieren dann auch so, „ja, okay, ich kenn mich aus“, und ich sage dann immer „Mama, das verstehen die nicht“. Aber wir reden auch gemischt. Und sie auch, mit Englisch gemischt.
115

11: Ein paar Wörter sind immer drinnen im Gespräch, das passiert halt, weil es leichter ist. „Tankstelle“ ist leichter als „benzinska pumpa“.

120 *Wie war das früher? Hatte man da mehr Kontakt über Briefe oder ähnliches?*

11: Nein, es war ja Krieg 1992. Am Anfang wussten wir auch nicht, hat das Telefon Probleme? Dann haben wir alle gefunden, 1996 sind wir dann das erste Mal wieder nach unten gefahren. Meine Eltern waren auch Flüchtlinge, aber meine Schwiegermutter war unten. Das war das erste Mal, dann sind wir zwei, vier, fünf, 125 sechs Mal jedes Jahr hingefahren. Aber meine Eltern haben elf oder dreizehn Jahre in Sarajevo gelebt. Sie wollten unten...

12: Also sie waren auch zuerst in Österreich und sind dann wieder runtergezogen.

11: Darum mussten wir auch nicht öfter hinfahren, meine Eltern waren da, die Schwiegermutter haben wir gesehen, also ist es seltener geworden. Und meine Eltern 130 waren dann auch noch bei uns auf Besuch, bei allen Geschwistern, ein, zwei Monate über den Sommer, so ungefähr.

7. Frage: Wie werden dann Familientraditionen gelebt, gibt es sowas bei euch über die Entfernung? Wie verbringt ihr zum Beispiel die Feiertage?

11: Ja, die zwei Feiertage, die wir Muslime haben, sind wir immer bei meinem Bruder, 135 der wohnt nicht weit weg, das ist so Tradition. Am Anfang hat er mit meinen Eltern dort gewohnt, dann sind sie nach unten gefahren, er ist geblieben und hat dann gesagt: „Ab jetzt feiern wir bei mir“. Jedes Jahr. Aber da kommen nur wir Geschwister, die Verwandtschaft aus Bosnien nicht. Die Schwester aus Montenegro... sie war einmal 140 dabei, 95 oder 96. Die älteste Schwester lebt in Amerika, letztes Jahr war eine Hochzeit... die kommen so ungefähr alle drei, vier Jahre aber sonst telefonieren wir.

Das heißt, ihr seid über sehr viele Staaten verteilt?

11: Naja, Bosnien, Montenegro, Amerika, eine ist in Liechtenstein und in Österreich sind wir fünf. Neun Kinder.

12: Was bei uns dazu kommt, ist, dass mit der Verwandtschaft in den USA einfach 145 gerade eine größere Beziehung aufgebaut wird. Meine Mutti hat jetzt viel mehr Kontakt mit denen, sodass wir jetzt fast jedes Jahr hinfliegen, also ich war in den letzten zwei Jahren dreimal dort, das wird immer mehr, und sie fliegt jetzt nächstes Jahr auch hin.

Würdet ihr sagen, dass die Bindung in die USA größer ist, als die nach Bosnien?

11: Nein, früher waren wir eng verbunden. Aber ich weiß es auch nicht, es war am 150 Anfang halt so, man hatte nichts, von der Existenz her, man musste kämpfen und arbeiten, dies, das... und jedes Jahr, man hatte nicht genug, musste sparen. Aber jetzt ist das Leben ganz gut. Ich dreh mich einmal um, jetzt bin ich fast sechzig, gehe bald in Pension und wo war ich? Was habe ich gemacht? Nix, nix.

12: Sie haben ja mit dreißig eigentlich alles verloren.

11: Ja, alles. Job, Auto, ich hab' alles gehabt. Und auf einmal war alles weg. Der Krieg begann im April, da war er sechs Monate. Und dann waren wir überall unten, in Ex-Jugoslawien, Mazedonien, Montenegro... er war dreizehn Monate, als wir 160 hierhergekommen sind. Das war sehr traurig. Wenn ich daran denke, es ist so traurig! Ich möchte, irgendwann muss ich das alles bearbeiten, zur Seite schieben, denn es gab auch genug schöne Momente im Leben. Ich bin zufrieden, aber am Anfang war es so schwer! Die fremde Sprache, das kleine Kind... ich möchte mich nicht daran

165 erinnern. Ich hab' schon ein paarmal davon erzählt, einmal hat eine Bekannte, die studiert, meine Biographie aufgeschrieben und ich hab gesagt, „ist mir egal, das kannst du schreiben“, meine ganze Geschichte von Anfang an. Es ist so schmerzlich. Aber wir schauen nach vorne. Jetzt passt es.

8. Frage: Seid ihr in irgendwelchen bosnischen Kulturvereinen involviert?

12: Wir gar nicht, aber mein Onkel. Der ist fast jeden Sonntag...

170 11: Nein... eigentlich wär' es nicht schlecht, aber der Kulturverein in unserer Stadt, der ganze Kulturverein, der besteht eigentlich nur aus Menschen aus Orahova (bosn. Stadt, die nicht Herkunftsstadt der Interviewten ist, Anm.). Ich kenne niemanden! Das wäre ja, als würde man annehmen, man kennt jeden aus Wien! Ich habe ein paar Kolleginnen im Altersheim, die mich fragen, warum ich nicht komme. Aber ich kenne
175 ja nur sie, mit wem soll ich sonst dort reden? Zu wem gehe ich? Wir sind von der anderen Seite, und es sind nur Menschen aus Orahova in unserer Heimatstadt in Österreich. Das war ein großes Dorf, keine Ahnung, so 5000 Bewohner.

Das heißt, wenn man nicht auch aus dem Dorf ist, findet man dort wenig Anschluss?

180 11: Naja, in Steyr zum Beispiel gibt es auch einen Verein. Mein jüngster Schwager ist aus Višegrad in Ostbosnien, aber in Steyr sind auch so viele aus Višegrad. Und über ihn, also meinen Schwager, den kenne ich ja jahrelang, hat mein Mann auch so viele Leute dort kennengelernt. Und früher, da waren wir schon oft, aber jetzt, mit dem Alter brauche ich mehr Zeit für mich. Wir waren oft in Steyr, bei Veranstaltungen, die organisiert wurden, aber in unserer Heimatstadt nicht. Wir sind also nicht in eine
185 größere Community eingebunden.

....

Aber ich muss schon so sagen. Hier bin ich Ausländer. Und unten bin ich auch fremd. Ich bin nirgendwo. Nach so vielen Jahren... die Kinder waren klein, jetzt sind sie alle groß, damals war das noch anders. Aber jetzt erkennen die uns gleich auf der Straße,
190 die wissen, dass wir von wo gekommen sind. Vielleicht wird das für unsere Kinder besser.

12: Ja, wenn ich mit meinen Freunden rede, checken die meisten (Außenstehenden, Anm.) nicht einmal, dass ich Ausländer bin.

195 11: Das ist ja etwas anderes. Bei mir sieht jeder, dass ich Ausländer bin, wenn ich rede, merkt man, dass ich Ausländer bin. Und unten bin ich auch Ausländer, nach so vielen Jahren.

200 12: Also ich fühle mich sogar mehr als Österreicher als irgendetwas anderes. Ich bin hier aufgewachsen. Es ist aber, was ich so mitbekommen habe, als Kind, sehr unterschiedlich. Ich war im Fußballverein und da sind auch einige Andere aus Bosnien, bei denen merkt man, wie die eigentlich von Österreich abgeschottet sind und sich auch mehr als Bosnier verstehen als Österreicher. Und ich bin halt mehr mit Österreichern aufgewachsen, sicher habe ich auch Freunde, die aus Bosnien sind, aber habe mich von denen mehr distanziert. Einige sind da halt von der Vergangenheit geprägt.

205

9. Frage: Habt ihr eure Familie, die noch in Bosnien lebt, finanziell unterstützt bzw. macht ihr das noch immer?

11: Jetzt nicht mehr, nein.

210 12: Ja doch, das gibt es schon, aber es ist weniger geworden.

11: Ja, die Schwester, die in Bosnien lebt, haben wir schon unterstützt, früher war das mehr. Aber jeder hat es erwartet, jahrelang war das so. Irgendwann haben wir einen Strich drunter gemacht und gesagt, „aus, fertig“. Die müssen auch arbeiten gehen, damit sie etwas verdienen. Wir sind ja auch den ganzen Tag in der Arbeit und tun
215 etwas, damit wir Geld verdienen.

12: Die unten glauben ja, wir verdienen hier Millionen in Österreich. Meine Tante, die Schwester von meinem Vater, war da die ärgste, die rufen heute noch an und fragen um Geld.

11: Sie hat vor dem Krieg ein Haus gehabt und jahrelang gearbeitet, mittlerweile sind
220 ihre Kinder erwachsen, die war nirgendwo, außer mal als Flüchtling ein paar Monate und ist dann wieder nachhause zurückgekehrt. Sie braucht aber Geld, sie sagt, sie will es ausleihen, aber ich sage immer: wieviel Geld kann ich vom Herz her geben und das dann vergessen? Das kriegst du nie zurück. Das haben wir mehrmals selbst gesehen. Und meiner Schwester, die in Bosnien ist, ja, der helfen wir schon. Ihr Kind studiert in
225 Wien und wohnt dort zu Miete, und sie hat eine Eigentumswohnung in Bosnien, aber muss halt alles zahlen. Aber die Kleine möchte überhaupt nicht, dass wir helfen, sie erwartet das nicht und weiß das auch nicht. Meine Schwester wollte das auch nicht.

10. Frage: Wollt ihr sonst noch etwas ergänzen, dass ich vielleicht nicht erfragt habe?

11: Was für mich ein wichtiges Thema ist, weil es mir oft fehlt, ist die Nostalgie. Die Sprache, die Kindheit... das gibt es nicht mehr. Davon kann ich nur träumen. Oft denke ich so, wie es vorher war. Und wenn ich dann nach unten fahre, ist es ganz anders. Ich war dreißig Jahre unten, das sind schöne Erinnerungen. Es war ein schönes Leben dort, vor dem Krieg. Und jetzt kämpft man mit der Hausarbeit, mit den Kindern... aber
235 das Leben geht weiter. Mein Mann sagt oft, er kauft ein Haus unten, wenn er in der Pension ist. Dann denke ich, „ja, kauf es halt, aber ich bleibe da!“. Meine Geschwister sind da, das macht es wahrscheinlich leichter mit der Nostalgie. Wenn dann eine runterfährt und man nachfragt, wo sie war und wie es war, oder auch wenn man selber fährt, erkennt man, dass es nach zwei Tagen eigentlich schon genug ist und man
240 wieder nachhause möchte. Im Kopf habe ich einfach das Leben vor dem Krieg. Und jetzt ist es ganz anders. Vor dem Krieg war es schön, aber jetzt? Und vielleicht würde ich unten auch ganz anders leben. Aber das ist eben das Schicksal, dass wir nach Österreich gekommen sind. Wir wollten ja eigentlich nach Amerika fliegen. 94, 95, meine ältere Schwester war schon dort, aber mein Mann war ungeduldig. „Jetzt, oder nie! Wenn ich Papiere kriege, fliegen wir!“ – aber die in Wien haben „nein“ gesagt. Da hat er beschlossen, dass wir 24 Stunden warten, und wenn der Brief nicht kommt, dass wir fliegen dürfen, dann bleiben wir hier.
245

12: Meine Tante war hochschwanger, deswegen durfte sie nicht später fliegen. Mein Vater hat dann eben gesagt „jetzt oder garnicht“, und dann ist der Brief nicht einen,
250 sondern zwei Tage später gekommen, dass wir fliegen hätten dürfen. Aber er wollte

dann nicht mehr. Obwohl er eigentlich immer in die USA wollte, und auch gut Englisch kann. Er hatte eine eigene Firma, mein Onkel.

255 11: Mein Bruder wollte auf uns warten, er hat gesagt er fliegt in die USA, wenn wir alle mitkommen. Aber er hat dann die Papiere früher bekommen. Dann sind wir dageblieben. Wir waren zuerst in anderen Städten in der Umgebung, bevor wir hierhergekommen sind. Aber was bedeutet mir diese Stadt, in der ich jetzt lebe? Eigentlich nichts. Es ist egal, wo ich lebe, es geht nur um die Gewohnheit.

8.3. Interviewprotokoll: Zweites Interview

Befragte: Familie K., 21 (w51, 1. Generation) und 22 (w25, 2. Generation)

Ort des Interviews: Wohnung der Befragten

Datum/Zeit: 11.12.2019, 18:30-20:00 Uhr (22), 19:15-20:00 Uhr (21/22)

5

4. Frage: Seit wann lebt ihr in Österreich?

22: Ich bin in Österreich geboren und lebe seit meiner Geburt 1994 in Wien, meine Eltern sind aus Bosnien, haben aber nach ihrer Heirat in Kroatien gelebt. Meine Familie lebt auch noch in Kroatien. Meine Mutter ist in Bosnien geboren und lebt seit 1992 in Österreich, da ist sie mit meinem großen Bruder hergezogen, der aber noch unten geboren ist. Mein Vater ist zuerst migriert und hat schon einige Jahre hier gearbeitet, und dann hat der Krieg begonnen und wegen der angespannten Situation zwischen Serbien und Kroatien wollte er, dass seine Familie auch herkommt.

15 2. Frage: welche Verbindungen hast du zu dem Herkunftsland deiner Eltern? So generell gesprochen?

22: Wir sind sehr gebunden an unten, wir haben einen Nationalstolz und zeigen das auch sehr gern, vor allem was Fußballspiele und so angeht. Wir schauen auch immer dass wir so viel Zeit wie möglich unten verbringen, du fühlst dich halt auch ein bisschen wohler wenn du daheim bist. Zu den Familienangehörigen, die unten leben haben wir auf jeden Fall Kontakt und sehen uns auch immer bei Familienfeiern. Wir fahren immer hinunter, wenn länger frei ist, also die Fenstertage und Feiertage, Weihnachten, Ostern fahren wir immer runter. Wir haben ein Haus in Kroatien am Meer. Wir haben eigentlich nur in Zagreb Verwandte und wenn wir da vorbeischaun sind wir meistens bei denen in der Wohnung und übernachten.

Seid ihr der einzige Teil der Familie, der migriert ist?

22: Nein, es sind noch andere Geschwister von meinen Eltern. Die sind eigentlich alle in Wien, außer eine Schwester in der Schweiz und eine in Wiener Neudorf.

30 Habt ihr dann hier auch eine enge Bindung oder ist das meistens eher ein Zusammentreffen in Kroatien?

22: Meine Eltern schauen schon, dass sie jedes zweite Wochenende, Freitagabend oder Samstag etwas unternehmen, entweder bei den Verwandten oder bei uns.

3. Frage: Wie lebt ihr gemeinsame Traditionen, zum Beispiel die Feiertage?

35 22: Weihnachten und Ostern eher weniger, da sind wir dann immer in der jeweiligen Familie einfach – also ich, meine Geschwister und meine Eltern, zu Ostern teilt es sich noch mehr auf, je nachdem wie verfügbar wir sind; meine Eltern fahren mit meinen jüngeren Schwestern runter und das wars dann. Hochzeiten aber sind ein Muss, das darf man nie verpassen, es ist ein Drama, wenn man wegen „keine Zeit“ nicht hinget, aus Krankheitsgründen, okay, aber alles andere geht nicht. Geburtstage schaut man schon, dass man die einhält, vor allem die runden Geburtstage, da sammelt sich die große Familie zusammen. Die kleinen sind eher so, da geht man hin und fertig. Aber

45 dass man hinkommt versteht sich von selbst. Die meisten Geburtstage sind aber auch so, wenn die in Zagreb gefeiert werden und es fällt auf ein Wochenende, muss man schauen wie sich das ausgeht, man versucht's halt. Die Familie in Wien wird aber auf jeden Fall besucht.

5. *Frage: Wie sieht es mit umgekehrten Besuchen aus, kommt eure Familie euch in Österreich besuchen?*

50 22: Ein bisschen seltener, weil wir ja sowieso runterfahren und dann an Zagreb vorbeifahren und da macht man dann einen Zwischenstopp. Darum ist es für uns einfacher als wenn die rauffahren. Zu besonderen Anlässen wie Hochzeiten kommen sie aber schon, zu Geburtstagen eher weniger und sonst... je nachdem, meine Tante aus Zagreb kommt zum Beispiel zu Weihnachten zu uns. Es kommen also eher
55 Einzelpersonen, aber die große Familienzusammenkunft in Österreich – nur wenn wer heiratet.

Würdest du dann vielleicht eher in Kroatien heiraten?

22: Mein Bruder zum Beispiel hat in Wien geheiratet, weil die Familie bei uns allen in Wien ist, auch von ihrer Seite. Ich heirate nächstes Jahr und hab mich für Kroatien
60 entschieden. Zum einen, weil ich sowieso immer am Meer heiraten wollte, aber mein Verlobter ist auch aus der Nähe von Split und seine Familie ist hauptsächlich unten. Also er ist eigentlich aus Salzburg, hat in Wien studiert und seine Eltern sind in Salzburg... Wien wär' also sowieso keine Option gewesen und irgendwo in der Mitte in Österreich eigentlich auch nicht.

65

6. *Frage: Dauern die Besuchen in Kroatien nach Möglichkeit dann auch länger? Zum Beispiel als Kinder, habt ihr da die Ferien unten verbracht?*

22: Ja, definitiv! Meine Eltern wollten nie, dass wir hier in der Wohnung den Sommer verbringen, während sie arbeiten. Sie haben immer geschaut, dass unsere Großeltern
70 oder die Tante aus Zagreb mit uns am Meer sind, die hat sich dann auch oft ein, zwei Wochen genommen. Wir sind vier Geschwister und meine Mama hat dann auch geschaut, dass sie im Sommer in Karenz geht, als wir in der Schule waren – und das ist sich immer ausgegangen dass sie schwanger war oder in Karenz wenn Sommerferien waren. Dann waren wir immer gemeinsam unten.

75 *Wie ist das, seit du erwachsen bist? Fährst du jetzt alleine, also ohne deine Eltern nach Kroatien?*

22: Ja, auf jeden Fall. Ich war jetzt zum Beispiel erst vor zwei Wochen in Zagreb, die Familie besuchen, einfach weil ich spontan am Wochenende Lust darauf hatte, nicht in Wien zu sein. Es war wieder ein sehr schönes Erlebnis mit den Verwandten, vor
80 allem mit meinen Cousins, die circa gleich alt sind, sich zu treffen, zu reden... Es hängt aber immer von den Personen ab, ich hab' auch Cousins in Wien, mit denen ich mich nicht so oft höre, oder nur zu Geburtstagen und so weiter. Das ist wie bei Freunden, entweder du verstehst dich mit jemandem oder eher nicht. Da muss einfach die Beziehung passen. Eine meiner Cousins in Wien, mit der versteh ich mich von
85 klein auf, die wird zum Beispiel auch meine Trauzeugin.

6. Frage: Wie glaubst du, hat sich Kommunikation verändert, seit es neue Medien gibt?

22: Es hat sich schon auf jeden Fall weiterentwickelt, dass wir uns so oft mit den Verwandten hören. Heute schickt man eine Nachricht über WhatsApp oder Facebook-Messenger und das ist in Sekunden bei der anderen Person. Man antwortet halt, wenn man Zeit hat. Das schweißt uns auch zusammen. Man kann auf jeden Fall mehr berichten aus dem Leben, was sich so tut, zum Beispiel wenn jemand ein Kind bekommt, kannst du Fotos herumschicken, erzählen... also ja, definitiv.

21: Ich finde vielmehr, dass wir früher mehr Kontakte gehabt haben als jetzt. Früher hatte fast niemand ein Telefon, da bin ich dann einfach besuchen gegangen und jeder war bereit, zum Aufmachen, um Kaffee zu trinken. Wer zuhause war, hat aufgemacht und wenn man in der Nähe war, ist man einfach vorbeigekommen. Heute ist das nicht mehr so einfach, da muss man sich immer einen Termin ausmachen, das gefällt mir überhaupt nicht. Es hat sich also negativ ausgewirkt für mich, darum sage ich auch immer zu meinen Kindern, sie sollen nicht so viel am Handy sein. Es ist ja auch so: man kommt von der Arbeit nachhause, setzt sich gemütlich aufs Sofa und nimmt das Ipad in die Hand. Vor fünf oder zehn Jahren, wenn die Kinder da nachhause gekommen sind, haben sich alle an den Tisch gesetzt und während dem Abendessenmachen hatte man sicher eine Stunde, um sich zu unterhalten. Jetzt sind die irgendwo... ich weiß nicht, ob das das Problem ist, aber ich denke schon. Ich bin schon eine große Gegnerin deshalb, aber ich weiß, dass das halt auch zum Leben dazugehört, dass sich das so entwickelt.

22: Aber für den Kontakt mit denen unten...?

21: Ja, das schon, das ist mehr geworden und öfter. Aber damals haben wir auch telefoniert, ich hab' halt von draußen angerufen, aus einer Telefonzelle. Die gibt's ja heute fast nicht mehr. Aber mit der Familie, die weit weg lebt – viele sind ja auch in Australien, in der Schweiz... da ist das schon sehr angenehm, dass man über WhatsApp, Viber und Facebook mehr Kontakte aufrechterhalten kann. Oder könnte, die Leute haben halt immer weniger Zeit. Meine Mama hatte früher auch ein Festnetz, aber das hat damals gekostet – und sie hat immer gesagt: „Als wir alle noch fürs Telefonieren bezahlen mussten, haben wir viel telefoniert, und jetzt, wo es nichts mehr kostet, haben wir alle keine Zeit mehr“. Es hat also meiner Meinung nach Vorteile und Nachteile. Früher waren es mehr Vorteile, weil wir einfach viel öfter zusammen waren. Wir waren zwar jünger, aber wir hatten auch kleine Kinder – auch wenn jemand unter der Woche Geburtstag hatte und wir arbeiten mussten, haben wir die Kinder eingepackt und sind besuchen gefahren. Heute ist das nicht mehr so, man schreibt halt eher eine SMS. Früher war, finde ich, mehr Gesellschaft. Liegt vielleicht am Telefon, oder halt an den Leuten. Oder daran, dass es früher zuhause nicht so gemütlich war und jeder halt wo zusammensitzen wollte – und heute hat jeder eine gemütliche Wohnung, wo er bleiben möchte. Früher hat jeder viel mehr gebraucht, da ist man herumgegangen, um zu fragen, ob jemand vielleicht weiß, woher man das bekommen könnte – eine Arbeit, eine Wohnung, dies und das. Aber unsere Generation hat mittlerweile alles und vielleicht spielt das hier auch eine Rolle.

7. Frage: 21, wie sind deine Verbindungen, wie beeinflusst die Migration deine Familie?

21: Als ich 1992 nach Österreich gekommen bin, war es sicher leichter, weil mein Mann schon länger hier war und meine Eltern selbst 1968 (im Zuge der Gastarbeiterbewegung, Anm.) schon nach Österreich gekommen sind, ich hatte also

135 schon Familie hier. Ich habe auch sehr schnell Papiere bekommen, weil ich als
Flüchtling anerkannt wurde und auch gearbeitet habe, bei einer Textilfirma. Darum war
es leichter, in Österreich zu bleiben, weil wir quasi schon mit einem Fuß in Österreich
gestanden sind... wir haben immer gedacht, die Situation in Jugoslawien wird nicht so
eskalieren, vielleicht gehen wir doch zurück in unser Land aber leider war das nicht so
und wir sind... mein Mann hat erst nach drei Jahren eine Arbeitserlaubnis bekommen.
140 Wir waren damals jung, aber heute... Es war damals nicht so schwer, weil dieses Land
zu mir sehr gut war, und ich bin immer noch begeistert wie ihr (die ÖsterreicherInnen,
Anm.) die Leute aufnehmt, nicht nur uns, sondern auch jetzt die ganzen Flüchtlinge.
Ich weiß, wir sind anders, und ihr auch, aber jetzt muss ich, wo ich die Kinder habe
und länger da bin, muss ich sagen, ich glaube, unsere Kinder entwickeln sich auch
145 nach euch. Es gab hier viele Situationen, in Österreich ziehen Kinder früh aus und
leben alleine. Und bei uns wird das jetzt ähnlich. Vielleicht liegt das auch daran, dass
wir in der Stadt leben und auf dem Land ist es vielleicht anders, das weiß ich nicht.
Aber in Kroatien ist es auch in der Stadt so, dass man mehr zusammen ist. Das hab
ich aber selber erst später realisiert. Vielleicht ist es so, dass Kinder in Kroatien keine
150 Möglichkeit haben, Arbeit zu suchen, und darum dann natürlich länger mit den Eltern
zusammenleben, weil wo sollen sie denn sonst hingehen, wenn sie nichts haben? Aber
hier ist es so, dass Kinder – meine waren immer brav und fleißig, die haben früh
angefangen neben der Schule ein bisschen geringfügig zu arbeiten, auch während
dem Studium – und auch wir uns integrieren. Es ist schon schwierig für mich und uns,
155 dass wir uns nach den Kindern richten. Das ist in meiner Generation so, auch wenn
wir mit Geschwistern oder FreundInnen reden, die Kinder in ähnlichem Alter haben.
Wir haben uns unseren Eltern angepasst und jetzt auch wieder unseren Kindern. Aber
wir sind vielleicht einfach zu mehr Zusammenhalt erzogen worden. Oder es ist eine
persönliche Sache.
160 Wir geben viel für unsere Kinder, und das liegt vielleicht an unserem schwierigen
Leben mit der ganzen Situation – jeder ist gekommen, damit es den Kindern besser
geht. Aber vielleicht haben wir unseren Kindern zu viel gegeben?

22: Ja, ich bin schon sehr dankbar, aber ich glaube auch dass gewissen Sachen
einfach zu viel gegeben wurden, es ist halt ein anderes Leben hier als in Kroatien. Die
165 Österreicher leben freier und den Kindern wird mehr gegeben und ich glaube, wir
wollten auch so sein. Viele Sachen durften wir nicht, die bei Österreichern normal
waren, wie zum Beispiel woanders übernachten.

21: Wenn die Kinder die anderen sehen, fragen sie ja auch nach – warum dürfen die
das, wie können die... und wenn wir das dann nicht erlauben sind wir altmodisch oder
170 konservativ. Aber wo mein Sohn beispielsweise mit seiner Freundin zusammenziehen
wollte mit 18, das war für mich ein Schock. Ich hab' mich nur gefragt: Mein Gott, was
willst du, wie willst du... und für uns ist es normal, zusammenzuziehen, wenn man
schon plant, zu heiraten. Und ich hab' wirklich nicht gedacht, dass er das macht. Aber
vorher hab' ich das schon von vielen Österreichern gehört, dass die Kinder so leben,
175 das war für mich aber nicht, nicht normal aber wäre mir nie eingefallen. Aber beim
zweiten Kind ist es auch so, und das dritte Kind konzentriert sich gerade gottseidank
noch mehr auf die Schule. Aber die Schwester von meinem Mann sagt auch: nicht die
Kinder sind schuld, die schauen halt auf die anderen, wir hätten vielleicht nicht so viel
erlauben sollen. Aber unsere Kinder sind hier geboren und erwachsen geworden, die
180 haben das ja ganz anders erlebt. Wir passen uns eh so viel an, und ich akzeptiere das
auch.

8. Frage: *Ihr habt ja damals überlegt, ob ihr nach dem Krieg zurückgeht nach Kroatien. Wie ist das heute, gibt es Rückkehrpläne?*

185 21: Ja, das haben wir, auch unser Sohn, der war damals im Volksschulalter, hatte großes Interesse am Zurückkehren. Er hat immer gesagt: „Warum ziehen wir nicht zurück?“, und ich wollte das damals auch, aber mein Mann, er hatte viele Sorgen und wollte nicht noch einmal einen Neuanfang... noch einmal ankommen, wieder Arbeit finden, eine Wohnung... wir hatten in der Ortschaft, in der wir gelebt haben, noch eine
190 Wohnung, in der wir alle zwei Monate circa waren. Und da haben dann alle dort gefragt: „Kommt ihr zurück oder bleibt ihr dort? Weil hier seid ihr *stranac*, wie sagt man auf Deutsch?

22: Ausländer

21: Ausländer, wirklich? „Und dort seid ihr Ausländer“, und das, muss ich sagen,
195 stimmt, dass wir überall Ausländer sind. Wenn wir dort sind, schauen die uns ganz anders an – auf einem Amt zum Beispiel, wenn man etwas braucht. Aber auch wir schauen anders, ich weiß zum Beispiel, wie das hier gut funktioniert, wenn ich auf die Polizeistation oder aufs Magistrat komme. Aber dort? Die verlangen vieles, und mein Mann explodiert dann gleich, aber ich... zum Beispiel beim Personalausweis. Man
200 kann nicht in zwei Ländern...

22: den Hauptwohnsitz, den kann man nicht in zwei Ländern haben.

21: und mein Mann kann das nicht akzeptieren, der sagt „meinen Personalausweis kann mir niemand nehmen.“. Aber wichtig ist, dass wir zufrieden und gesund sind und es den Kindern gut geht. Aber wir haben schon den Plan, dass wir wieder
205 zurückgehen! Das ist unser Plan, aber Gott entscheidet das. Mein Cousin wollte von der Schweiz zurückkehren, hat schon angefangen damit, seine Kinder waren schon unten in der Schule, seine Frau war unten, er hat mit seinem Cousin eine Firma unten gegründet und war dann in der Schweiz noch beim Arzt, Untersuchungen machen, wo sie Krebs festgestellt haben. Er ist dann nicht zurückgekehrt. Also schon, aber wie.
210 Also, es gibt einen Plan, aber wer weiß. Wenn es den Kindern hier gut geht, haben wir geplant, zurückzugehen. Wir sind schon hilfsbereit für die Kinder und Enkelkinder, aber auf zwei Stellen zu leben, das tut schon weh und macht viel Stress. Das muss ich schon sagen. Damals, als die Eltern von meinem Mann noch gelebt haben, haben wir ja sogar an drei Orten gelebt. Also bei seinen Eltern, bei meinen Eltern und dann hier.

22: Ich überlege eigentlich auch, wieder nach Kroatien zu ziehen. Das Problem ist, weil wir ja am Meer sind, wenn man dann unten ist, entspannt man sich... und vor allem, die leben auch ganz anders, die sind nicht so gestresst wie in Wien. Deswegen, Wien ist für mich auch nicht so. Wenn sich eine gute Jobmöglichkeit ergibt, von der man auch normal leben kann und eine Familie ernähren kann, dann – ja, auf jeden
220 Fall würd' ich hinziehen, auch in jungen Jahren schon, das muss bei mir nicht mit der Pension zusammenhängen. Aber solange die Situation instabil ist, nein. Mein Verlobter und ich überlegen da eigentlich eher, in eine kleinere Stadt zu ziehen, weil uns in Wien alles zu stressig ist. Aber auch das ist abhängig vom Job.

21: Die Jungen sind aber auch gut ausgebildet, es kann ja auch sein, dass die Firma da etwas anbietet. Sie hat ja einen guten Job und wird sicher auch in Kroatien etwas finden. Aber es kommt halt auf die ganze Situation an. Meine Mama zum Beispiel hat auch immer geplant zurückzukehren, aber sie konnte ganz lange nicht, wegen dem

230 Haus. Jetzt würde es gehen, aber jetzt wohnt dort, in Bosnien, fast niemand mehr und sie sagt auch immer, was soll sie dort alleine. Irgendwie leidet sie aber und sehnt sich nach unten, aber sie fühlt sich in Österreich sicher. Wegen der Krankenversicherung und den gesundheitlichen Sachen. Sie könnte zum Beispiel zu mir – ich arbeite ja im Altersheim – umziehen, aber da kommt wieder unsere Kultur ins Spiel. Sie hat früher immer gesagt, sie kann sich nicht vorstellen, dass wir sie in ein Heim geben, wir sind ja so viele Kinder. (lacht) Aber jetzt könnte sie halt, sie hat große Chancen. Ich habe
235 selber zu diesem Bereich gearbeitet, also zu der Frage, wie wir die Pensionistinnen aus verschiedenen Ländern dazu bringen, in Österreich zu bleiben, damit halt auch ihre Pension im Land bleibt. Aber obwohl ich selber in diesem Projekt gearbeitet habe, plant meine Mutter, zurückzukehren. Von uns wird halt erwartet, dass wir irgendwann, wenn wir in der Pension sind, in Österreich bleiben und das Geld hierlassen. Aber ich
240 bin hier mit allem zufrieden, ich geb' allem hier einen Einser: dem Sozialen, dem Gesundheitlichem, alles. Aber irgendwie... im Herz fehlt's.

245 7. *Frage: Das Thema „Medien aus dem Herkunftsland“ wurde ja vorher schon kurz angesprochen, als du, 21, noch nicht da warst. Kroatisches Fernsehen, Radio und Zeitungen – nutzt du diese Medien?*

250 21: Ja, schon. Mein Mann ist zwar nicht dafür, viel Geld auszugeben, aber wir haben so eine Fernsehkarte, mit der wir alle Programme empfangen können. Und halt Satellitenfernsehen, das hat ja aus jedem Land ein paar Programme. Wenn ich zum Beispiel ORF 2 schauen will, oder halt kroatische Sendungen nutz' ich das. Zeitung, ja, ab und zu.

22: Eher übers Ipad.

Heißt das, die Einführung des Satellitenfernsehens hilft dir besonders, auf dem aktuellen Stand zu bleiben, was sich so tut in Kroatien?

255 22: Ja, schon. Das war früher kein so großes Thema. Damals ist mein Mann immer in ein Café gegangen, während dem Krieg, weil es in den Wohnungen noch kein Satellitenfernsehen gab, aber in dem Lokal schon. Er ist da sogar richtig weit mit der Straßenbahn und den öffentlichen Verkehrsmittel am Abend hingefahren, um die Nachrichten zu schauen, um zu wissen, was los ist.

260 8. *Frage: Wählt ihr aufgrund eurer kroatischen Staatsbürgerschaft auch in Kroatien?*

21: Ja, ich wähle kroatisch.

265 22: Ich bin zum Beispiel politisch sehr interessiert, auch was Österreich angeht, nur kann ich hier halt nur bei den EU-Wahlen mitwählen. Also ja, mich interessiert das auf jeden Fall und ich schaue auch, dass ich immer wähle. Mein Papa ist aber eher weniger, ihn interessiert das einfach nicht. Bei der Mama weiß ich's nicht...

21: Ja schon, zum Beispiel ist am 22. wieder Präsidentschaftswahl, Kolinda Grabar-Kitarović...

22: Frauen an die Macht! (lacht)

270 9. *Frage: Du hast vorher angesprochen, dass dein Mann immer in kroatischen Cafés war, seid ihr auch in irgendwelchen Vereinen aktiv, die zu Kroatien einen Bezug haben?*

21: Ja, da gibt's schon viele, zum Beispiel so Folklore-Klubs, wo man tanzt. Da war die (22) lang.

275 22: Ja, ich war eben in dem traditionellen Tanzclub, ein Jahr oder so, aber mir hats dann nicht mehr so gefallen, ich hab' mich da nie so richtig zugehörig gefühlt. Aber meine Schwestern waren da jahrelang, haben auch Auftritte gehabt und so.

21: Wir waren da auch eingetragene Mitglieder. Aber so, damals wo der Krieg war, haben wir auch viel geholfen, weil die Leute das halt gebraucht haben, meine
280 Schwester zum Beispiel. Als der Krieg in Bosnien angefangen hat war sie Flüchtling in Kroatien, da wars schon ein bisschen ruhiger, und dann haben wir immer geholfen. Sie hat mehrere Kinder gehabt und das daher gebraucht, aber auch für andere haben wir gesammelt – auch hier noch. Das war über die Kirche, wir haben unsere kroatische Mission im ersten Bezirk am Hof, und diese Kirche hat immer am ersten Sonntag im
285 Monat für Hilfe für eine bestimmte Ortschaft gebetet und gebeten. Für Leute in Not, zum Beispiel Gewand, Lebensmittel, da wird immer gefragt, ob man helfen kann. Mein Sohn ist Fan von Hajduk Split und da auch Mitglied und zahlt den Beitrag.

22: Das ist meistens auch abhängig von der Sportart, für die man sich interessiert, als Fußballfan unterstützt man dann halt den Club.

290

12. *Frage: Du hast grade Hilfe angesprochen, ihr habt ja Familie, die noch in Kroatien lebt. Habt ihr die Familie früher finanziell unterstützt oder macht ihr das heute noch?*

21: Naja, wie soll ich sagen. Gottseidank gibt es heute nicht mehr so viele (Leute, die Geld brauchen), wie gesagt, früher, als die Eltern von meinem Mann noch gelebt
295 haben oder als seine Schwester und meine noch nicht in Österreich waren, haben wir schon Geld hingeschickt, aber jetzt nicht mehr. Damals haben wir schon geholfen. Aber jetzt geht es allen so gut, dass das nicht mehr notwendig ist. Meine Schwester ist jetzt auch hier.

8.4. Interviewprotokoll: Drittes Interview

Befragter: 31 (m27, 1. Generation)

Ort des Interviews: Arbeitsstelle des Befragten

Datum/Zeit: 19.12.2019, 11:50-12:25 Uhr

5

1. Frage: Seit wann lebst du in Österreich?

31: Eigentlich durchgehend seit 2010, vorher war ich von 1992 bis 1999 hier. Ich bin in Bosnien geboren und als Baby hergekommen, dann wieder nach Bosnien gegangen, weil meine Eltern dort waren und 2010 bin ich zum Studium nach Österreich gegangen. Damals bin ich mit meiner Mutter migriert, mein Vater ist in Bosnien geblieben. Dann war ich bei meinem Onkel. Und 1999 zurückgezogen, ich war dort normal in der Schule und hab auch meinen Abschluss gemacht. Die Entscheidung, zum Studium nach Österreich zu ziehen, habe ich auch deswegen getroffen, weil ein Großteil meiner Familie hier lebt, ich habe sechs Onkel und vier, fünft Tanten samt ihren Kindern hier, also ca. 50 Cousins. Nur meine Eltern leben in Bosnien und ich wollte schon immer wieder nach Österreich. Ich habe gesagt, dass es wichtig ist, diese Zeitperiode von Kindheit und Jugend mit meinen Eltern zu verbringen, in Bosnien, aber ich wollte schon immer wieder zurück zum Studium. Österreich ist also sozusagen meine Wahlheimat. Meine Frau und meine Kinder sind ja auch hier, meine Frau ist in Österreich geboren, sie ist Österreicherin, die Kinder auch, in Salzburg.

Welche Staatsbürgerschaft hast du dann?

31: Ich habe jetzt gerade erst einen positiven Bescheid bekommen, dass ich die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen kann. Es ist also im Verfahren, aber ich überlege noch, ob ich das mache, also sie annehme. Ich bin zwiegespalten.

25

2. Frage: Welche Verbindungen hast du zum Herkunftsland deiner Eltern?

31: Erstens natürlich, meine Eltern. Die sind unten. Zweitens natürlich die prägende Zeitperiode, die ich unten verbracht habe; meine Freunde, Bekannte und Nachbarn. Ich war ja zehn, elf Jahre unten. Und natürlich diese ganzen Verknüpfungen, die Erinnerungen. Also eigentlich sehr stark, ich sehe halt sozusagen beide Länder, Österreich und Bosnien als meine Heimatländer und ich profitiere auch von beiden. Also gerade die prägende Zeitphase der Kindheit und der Jugend, da hat man einen ganz anderen Bezug.

3. Frage: Wie oft besuchst du deine Familie bzw. deine Eltern in Bosnien?

31: Immer in den Ferien, alle zwei, drei Monate. Also sobald mal länger frei ist, eine Woche, das ist ja auch nicht kompliziert, man kann mit dem Auto gemütlich hinfahren und ja, im Jahr bin ich ca. ein Monat, eineinhalb Monate unten. Meistens fahren wir zu viert runter, also ich mit meiner Familie, aber manchmal fahr ich auch alleine hinunter. Früher, als ich noch nicht verheiratet war, war ich in den Ferien – je nachdem, wenn ich Prüfungen hatte oder Unistress, war ich hier in Österreich, aber ich habe immer eher versucht, die Feiertage unten zu feiern, weil es hier einfach keine staatlichen Feiertage sind. Das Leben geht einfach seinen gewohnten Lauf. In Bosnien ist das halt

45 anders, zu Weihnachten spürt man mehr von der Feiertagslaune, und deshalb habe ich immer versucht, das unten zu verbringen.

4. Frage: Wie werden größere Anlässe, religiöse Feiertage oder Geburtstage als Familie verbracht?

50 31: Wir haben eigentlich, wie gesagt, gottseidank in Österreich auch immer Partys, zum Ramadan, Opferfest, wir belasten uns also nicht damit, dass wir irgendwo herumfahren müssten oder wo sein müssten, sondern wir feiern immer dort, wo wir eben gerade sind. Wenn wir gerade Urlaub haben, dann fahren wir halt runter, wenn nicht, dann machen wir eben die Feiertage auch hier gemütlich und schön.

Kommen deine Eltern dann auch auf Besuch nach Österreich?

55 31: Sie kommen auch, ja, aber seltener, eher so ein, bis zweimal im Jahr. Aber nicht so gezielt zu Feiertagen, sondern je nachdem, wie sie Urlaub haben, wie sie Zeit haben.

5. Frage: Wie haltet ihr Kontakt?

60 31: Über Whatsapp telefonieren wir, jeden Tag fast. Wir hören uns täglich, ich und meine Eltern, auch mit den Freunden halte ich über Whatsapp und Social Media Kontakt. Ich habe Freunde auch unten, die besuche ich auch, wenn ich unten bin und Urlaube mache, dann versuchen wir, uns zumindest auf einen Kaffee zu treffen. Da klappere ich dann alle ab. Mit meinen Eltern ist es vor allem Whatsapp-Video, mit den
65 Freunden eher weniger, mit denen schreibe ich eher, oder vielleicht ist es mal ein Anruf. Mit den Eltern auch Skype.

Denkst du, dass dieser Unterschied damit zusammenhängt, dass du Kinder hast und deine Eltern deren Aufwachsen so miterleben wollen?

70 31: Ja, sicher! Das wär' sicher nicht so interessant, wenn ich alleine wäre. So müssten wir uns nicht unbedingt sehen, da würde ein normaler Anruf genauso reichen. Aber sicher, weil die Kinder ja jeden Tag irgendetwas anstellen. Und sie werden sehr schnell größer. Wenn meine Eltern sie nur bei Besuchen sehen würden, da liegen große Entwicklungsschritte dazwischen. Und meine Eltern schauen sie gerne an, sie telefonieren meistens auch eher mit den Kindern als mit mir. Das ist sicher ein Grund,
75 ja.

Hast du das Gefühl, dass sich die Beziehung zu deinen Eltern sehr verändert hat, seit du nach Österreich migriert bist?

80 31: Ja, eigentlich sind wir auch vielleicht inniger geworden. Das man durch diese Distanz sozusagen immer versucht, sich auszutauschen, viel zu telefonieren und wenn ich halt dann unten bin, dass man versucht, die Zeit auch bestmöglich auszunutzen. Man versucht, gemeinsam etwas zu unternehmen, essen geht und so weiter. Also eigentlich: inniger, weil wenn man die ganze Zeit mit den Eltern verbringt, dann ist es halt... das tägliche Miteinander, das bietet Potential für Streit, aber so schätzt man mehr die Zeit, die du gemeinsam verbringst. Auch wenn ich länger, so eine Woche
85 oder so, unten bin, dann streiten wir uns eigentlich nicht, wer jetzt den Haushalt übernimmt. Dann kocht halt die Mutter immer. „Was möchtest du heute essen, was morgen?“ und so weiter.

6. Frage: Wie lebst du die Kultur deines Herkunftslandes auch hier? Bist du in bosnischen Kulturvereinen aktiv?

90 31: Also eigentlich, ich weiß nicht, ob es bei anderen auch so ist, aber ich unterscheide sehr zwischen Tradition/Kultur und Religion. Das Religiöse ist das eine, die Tradition und Kultur das andere. Meine Religion kann ich hier genauso ausleben, vielleicht nicht so, sozusagen sichtbar, wie Moscheen mit Minarett oder dass du den Gebetsruf auch hörst, aber man hat Gebetsräume, man hat Moscheen, man kann alles ausleben in
95 dem Sinne. Die Kultur natürlich... die Sprache ist schon etwas, das mit der Generation dann vielleicht auch untergeht. Und solche Vereine wie zum Beispiel ein Folklore-Verein und so weiter, die können da vielleicht auch verändernd wirken, in dem Sinne dass die der Jugend oder den Kindern auch ein bisschen helfen, dass sie das nicht vergessen. Und ja, wenn es irgendwann eine Veranstaltung gibt (von so einem Verein,
100 Anm.), dann versuche ich da auch hinzugehen. Aber das ist auch nicht zwingend, weil heutzutage durch die ganzen Medien und so weiter, hat man halt immer die Informationen, man hat die Bücher und so weiter, das heißt jetzt, man fühlt sich nicht zwingend als müsste man seine Identität oder seine Kultur verlieren. Durch Dinge wie Social Media und so weiter bist du immer verbunden. Aber so konkret, dass ich
105 irgendwo Mitglied wäre und einmal die Woche wo bin, so arg ist es nicht. Aber ab und zu, wenn eben eine Veranstaltung ist, die interessant klingt, dann gehe ich hin. Aber eigentlich habe ich auch sehr viele Freunde aus diesem Kulturkreis und man sieht sich immer wieder, und das reicht eigentlich. Also das ist in Salzburg, dieser Verein.

110 7. Frage: Du hast die Medien ja gerade schon angesprochen, über die man immer informiert bleibt. Inwiefern gilt das auch für Politik und (wie) nimmst du an politischen Prozessen teil?

31: Wählen tu' ich, ja, ich sehe das unabhängig von der Staatsbürgerschaft. Egal welche Staatsbürgerschaft du hast, du solltest dein Wahlrecht ausnutzen. Derzeit habe
115 ich wie gesagt die bosnische, Politik verfolge ich grundsätzlich schon, nicht nur in Österreich und Bosnien sondern auch die Europapolitik und die Weltpolitik, weil ich glaube, es ist grundsätzlich wichtig, dass man ein bisschen die Zusammenhänge versteht. Aber dass ich jetzt ein großer Fan der Politik bin und jeden Tag die Nachrichten anschauen muss, das ist nicht der Fall. Sondern halt die Hauptereignisse,
120 dass man halt die Zusammenhänge verstehen kann. Meistens informiere ich mich im Internet, auf verschiedenen Websites, bosnische Medien und natürlich auch österreichische, deutsche und so weiter.

125 8. Frage: Unterstützt du deine Familie im Herkunftsland finanziell oder weißt du, ob deine Eltern das in den Jahren, als sie in Österreich gelebt haben, gemacht haben?

31: Als ich studiert habe, war es vielmehr so, dass sie mich finanziert haben, weil ich als Student damals nicht arbeiten durfte in Österreich. Das ist halt das Gesetz, du kannst nur zehn Stunden arbeiten oder so, aber du brauchst eine Arbeitserlaubnis vom AMS und die ist eigentlich schwer zu bekommen. Das Geld floss also die ganze Zeit
130 nach Österreich, und das war auch nicht wenig... die Wohnung, das Essen, die Studiengebühren. Und jetzt, meine Eltern verdienen auch gut, sie haben ein eigenes Business, sie sind also nicht angewiesen auf meine Hilfe. Aber natürlich, wenn man in den Urlaub geht, nimmt man halt im Durchschnitt tausend bis zweitausend Euro mit, die verbrauchst du ja irgendwie. Oder man versucht, die Preisdifferenzen

135 auszunutzen. Beispiel: Wenn unten die Reifen dann günstiger sind, dass man die dann
unten kauft, wenn hier Handys günstiger sind, kauft man sie hier... man versucht also
immer, dort zu kaufen, wo es einem besser aufs Portmonee schlägt. Bei großen
Investitionen macht man dann also aktiven Preisvergleich, und kauft dann, wenn man
140 sowieso unten ist. Ich hab' ein konkretes Beispiel: ich hab jetzt hier in Österreich Reifen
gekauft, und damit ich die montieren lasse, müsste ich hier achtzig Euro zahlen. In
Bosnien kriege ich das um 20 Euro. Da hab' ich die Reifen einfach ins Auto gepackt
und werde sie unten montieren lassen, wenn ich eh runterfahre.

9. Frage: Hast du vor, irgendwann wieder zurück nach Bosnien zu ziehen?

145 31: Ich bin generell ein offener Mensch, ich hab auch schon darüber nachgedacht,
nach Amerika auszuwandern, oder nach England und so weiter. Ich sage mal:
Österreich und Bosnien sind sozusagen die zwei Länder, die für mich als Heimat
definiert werden können, wo ich leben werde, ist aber für mich offen. Wenn ich eine
gute Möglichkeit sehen würde oder wenn ich negative Entwicklungen in Österreich
150 sehen würde, würde ich mich nicht verpflichtet fühlen, hier weiterhin zu leben, sondern
man versucht halt sein Glück irgendwo anders, wo es vielleicht besser für einen ist.
Das muss nicht Bosnien sein, wenn ich – ich spreche ja fünf Sprachen – wenn ich zum
Beispiel ein gutes Angebot in Dubai kriegen würde, und sehe, da gibt es gute
Möglichkeiten, auch für die Familie und für die Kinder, dann würde ich nicht sagen „ich
155 gehe jetzt nicht nach Dubai“. Man sollte einfach offen sein und schauen, wo das Leben
einen hinführt.

Ich glaube, was oft kommuniziert wird hier, ist dieses „was bist du“, dieses „Entweder-
oder“. Ich glaube aber, dass in der heutigen Zeit der Globalisierung, mit der EU und
diesen ganzen Freiheiten, da ist das wirklich obsolet geworden, es ist einfach nur blöd,
160 über diese Sachen zu diskutieren. Wir haben alle vielleicht einen Ehepartner, einen
Freund oder Freunde, die aus verschiedenen Kulturkreisen und Ländern kommen und
das finde ich auch gut so, dass die Welt immer offener und durchmischer wird. Ich
glaube, dass die Leute – jetzt auf Jugoslawien bezogen – aus Jugoslawien eigentlich
eine große Bereicherung für Österreich sind und waren, weil sie auch sehr am Aufbau
165 des Landes mitgetragen haben und auch heute mittragen. Man soll einfach offen
bleiben, man kann viel persönlich davon profitieren, wenn man neue Menschen
kennenlernt, neue Speisen probiert, wenn man neue Sitten, neue Traditionen, neue
Religionen kennenlernt. Wir sind so, wir sind von Gott verschieden erschaffen worden;
verschiedene Hautfarben, verschiedene Sprachen, Religionen und diese
170 Verschiedenartigkeit sollte uns etwas Spannendes und Schönes sein und werden und
nicht etwas, was uns trennt.

8.5. Interviewprotokoll: Viertes Interview

Befragter: 42a, 42b, 42c (alle m15, 2. Generation)

Ort des Interviews: Schule der Befragten

Datum/Zeit: 20.12.2019, 11:50-12:30 Uhr

- 5 *1. Frage: Seid ihr alle in Österreich geboren und welche Staatsbürgerschaft habt ihr? Woher sind eure Eltern und seid wann leben diese hier? Welche Religion habt ihr?*

42a, 42b, 42c: Ja, ich bin in Österreich geboren und habe die österreichische Staatsbürgerschaft.

- 10 42b: Meine Eltern sind beide aus Bosnien und leben seit, mein Vater seit 1992 und meine Mutter, ich glaube auch seit 1992 in Österreich. Sie sind aber nicht gemeinsam migriert sondern haben sich in Österreich erst kennengelernt. Ich bin serbisch-orthodox.

- 15 42c: Meine Mutter und mein Vater sind auch aus Bosnien, meine Mutter ist 1989, also schon vor dem Krieg geflüchtet, sie ist also ein „Wirtschaftsflüchtling“, theoretisch, und wann mein Vater migriert ist, weiß ich nicht genau. Aber sie haben sich auch erst hier kennengelernt. Und ich bin muslimisch.

- 20 42a: Meine Mutter und mein Vater sind 1991 nach Österreich geflüchtet und haben sich auch dort kennengelernt. Also in Österreich. Aber sie kommen auch aus Bosnien. Bei mir ist die Religion auch Islam.

- 25 *2. Frage: Welche Verbindung hast du zum Herkunftsland deiner Eltern?*

42b: Ja, ich fühle mich stark verbunden. Ich bin auch oft unten, also fast jede Ferien und auch jeden freien Tag eigentlich. Wir fahren auch heute wieder runter, weil Weihnachtsferien sind.

- 30 42c: Ja, ich hab' auch eine Verbindung, aber ich bin jetzt nicht jedes Jahr unten. Ich war das letzte Mal vor vier oder drei Jahren, ich weiß nicht genau, unten, keine Ahnung. Ich weiß nicht, ich fühl mich trotzdem auch als Bosnier irgendwie, aber auch als Österreicher. Aber nicht ganz. Also eher als Bosnier als als Österreicher.

- 35 42a: Ich bin auch stark verbunden damit und ich bin auch oft in Bosnien. Zehnmal im Jahr so ungefähr.

Habt ihr noch Verwandtschaft in Bosnien, die ihr besucht?

42b: Ja, schon, nur zwei Cousins von mir sind in Wien. Sonst sind alle dort in Bosnien.

- 40 42c: Ich habe eine große Familie. Es ist also hauptsächlich ein Verwandtschaftsbesuch, wenn wir runterfahren. Ich hab' aber auch sehr viel Familie in Linz. Meine Oma, meine Schwester, die sind alle in Traun, mein Onkel, meine drei Tanten, meine Cousins, die sind alle hier. Aber sonst, meine Cousins, die sind alle in Bosnien. Es teilt sich ungefähr gleichmäßig auf.

- 45 42a: Bei mir ist es nur mütterlicherseits. Mein Vater wohnt in einer Stadt, die so ein bisschen weiter weg ist, von der Herkunftsstadt meiner Mutter, und da haben wir keine Verwandten, da wo meine Mutter herkommt, da sind halt alle Verwandten. Und A. und

ich, wir sind auch Cousins. Ich fahre also öfters heim... ich hab' aber auch Verwandtschaft in Linz.

42c: Zu uns kommt die Verwandtschaft eigentlich immer, aus Bosnien und auch aus Australien, da haben wir auch Verwandte. Die sind alle verteilt, Bosnien, Österreich, Deutschland, Amerika, Australien, die sind alle ausgewandert, überall.

Sind die dann alle in den 90er-Jahren migriert?

42a, 42c: Ja genau, während dem Krieg und die meisten halt vor dem Krieg, ein paar sind auch dortgeblieben. Warum sich unsere Eltern für Österreich entschieden haben? Ich weiß nicht genau.

42b: Ich glaube, das war einfach der nächste Staat, der eine gute und sichere Zukunft bieten konnte.

42c: Bei meinem Opa war es so, der war Fußballer damals, in einer kroatischen Mannschaft, der hat bei einer kroatischen Mannschaft gespielt, ohne Spaß. Und dann ist er zu irgendeiner österreichischen Mannschaft gekommen, aber nicht so hoch jetzt, und dann hat er dort gespielt. Und deshalb sind sie wahrscheinlich auch dortgeblieben, weil sie quasi schon eine Verbindung hatte.

Du hast ja schon angesprochen, 42c, dass euch die Familie öfter besucht. Gibt es das bei euch beiden auch, dass die Familie nach Österreich kommt?

42b: Hm, eigentlich sind wir die, die dort hinfahren.

42a: Ja, das ist bei mir auch so. Also die kommen eigentlich nicht nach Österreich.

3. Frage: Besucht ihr die Familie in den Ferien auch über längere Zeit? Und fahrt ihr auch alleine nach Bosnien oder immer mit euren Eltern?

42b: Ich fahre manchmal mit meinen mittlerweile erwachsenen Geschwistern, aber hauptsächlich mit meinen Eltern, ja. In den Sommerferien bin ich eigentlich immer den ganzen Sommer unten.

42a: Ja, im Sommer auch länger.

Wie ist das bei besonderen Anlässen wie bei Geburtstagen und Hochzeiten?

42b: Wir fahren hauptsächlich alle gemeinsam nach unten, also nach Bosnien und feiern halt dort. Hochzeiten oder so.

42c: Bei uns ist es so, dass wir immer zur Oma fahren und dort sind dann in ihrer vierzig Quadratmeter großen Wohnung achtzehn oder zwanzig Leute, das ist immer ein bisschen blöd. Aber es kommen immer alle her. Oder wenn es jemandem schlecht geht, dann kommen die auch immer alle, auch aus Australien. Wir haben also eine recht enge Familienbindung.

42a: Ja, wir auch, sehr, trotz der Verteilung.

4. Frage: Wie haltet ihr diese Beziehung dann aufrecht?

42c: Whatsapp benutzen die nicht so, aber Viber.

80 42b: Ja, Skype auch, übers Handy.

42a: Meine Mutter versucht jeden Monat mit ihren Brüdern so viel Kontakt wie möglich zu haben. Weil die voll weit weg wohnen und so, also meinen Onkel hab' ich zum Beispiel in den Sommerferien letztes Jahr zum ersten Mal gesehen. Obwohl meine Mama ständig Kontakt hat.

85 42c: Also bei meiner Mutter ist das täglich, ich glaub, die hat am Tag zwanzig Anrufe oder so. Täglich, mit Oma, mit Onkels, Geschwistern, Cousins und so, mit allen. Das ist täglich.

42b: Bei mir ist das auch so, meine Mutter telefoniert auch täglich, mit ihren Geschwistern, mit ihrer Mutter... mein Vater auch mit seinem Vater, seiner Mutter und seiner Schwester auch.

90

Glaubt ihr, das ist mehr geworden, seit das Telefonieren so günstig ist? Habt ihr das als kleine Kinder schon mitbekommen?

42b: Ja.

42c: Ja, mhm.

95 42b: Eigentlich war das früher auch schon so, aber jetzt eben vermehrt.

42c: Seit es Skype gibt, oder Facebook, das war da. Und die haben auch so angerufen, die hatten auch immer Simkarten für Bosnien und Österreich und Australien. Und da hat man angerufen.

Wie ist das bei euch selbst?

100 42b: Ja, auch.

42c: Auch.

42a: Bei mir nicht so, ich versteh mich nicht so mit meinen Cousins und Cousins, außer mit ihm, mit 42c, aber es ist auch so, meine jüngste Cousine ist vielleicht so dreißig. Und ich bin der jüngste dann.

105 *Verändert dieser enge Kontakt etwas in eurer Beziehung? Fahrt ihr beispielsweise seltener nach Bosnien, weil ihr ohnehin mitbekommt, was sich so tut?*

42b: Das ist bei mir immer gleich geblieben.

42c: Also wir sind früher öfter nach unten gefahren. Aber es hat... mein Onkel beispielsweise hat jetzt eine Krankheit und dann bleibt man hier, so dass man bei ihm ist. Oder bei meinem Opa. Und dann kommen die Verwandten auch her, also da müssen wir nicht runter fahren.

110

5. Frage: Wie lebt ihr eure Kultur in Österreich? Nur familiär, oder seid ihr auch in Vereine eingebunden, wie beispielsweise den bosnischen Kulturverein?

115 42c: Also ich war zum Beispiel früher in einem bosnischen Verein, der war aber mehr muslimisch geprägt, aber es waren halt nur Bosnier. Früher bin ich da immer hingegangen, aber jetzt habe ich keine Zeit mehr dafür. Aber früher war ich immer dort.

42b: Ich war früher auch in einem Folklore-Verein, habe dort getanzt und so. Und es gab auch einen Fußballklub, Nikola Tesla, da hab' ich auch mitgespielt, das war auch

120 ein kultureller Verein. Aber dafür habe ich auch keine Zeit mehr, beziehungsweise wurde beides aufgelöst, weil es zu wenig Mitglieder gab. Wenn's das noch geben würde, würde ich zum Fußballverein schon noch gehen, aber zum Tanzen, ich glaube nicht.

125 42a: Bei mir ist es so, ich war früher auch in einem bosnischen Club, für den Weltfrauentag, den feiert man in Bosnien voll oft, und da hab' ich immer mit meiner Familie Kontakt gehabt und man hat sich gesehen. Jetzt gehen da nur mehr meine Eltern hin, aber das auch viel weniger als noch vor fünf oder sechs Jahren. Damals waren wirklich alle da.

130 42c: Von meiner Familie ist sonst niemand in so Vereinen eigentlich, bis auf meinen Cousin, der will Hooligan werden oder so, aber der labert sehr viel, der ist ein bisschen... dem werd' ich das rausprügeln.

6. Frage: Wie ist das in eurer Familie mit Unterstützung der Familie, die nicht migriert ist, die also noch in Bosnien lebt? Wird da Geld zurückgeschickt?

135 42a: Mein Vater hat zum Beispiel dort, wo er geboren ist, in einem Haus, das hat er seiner Tante gegeben, weil das die einzige aus der Familie ist, die noch übriggeblieben ist. Und ja, sonst halt während dem Krieg hat mein Vater seiner Mutter Brot rübergeschickt, damit sie etwas zu essen hat. Sie ist den ganzen Krieg über dortgeblieben und sie wollte nicht nach Österreich kommen. Sie war quasi den ganzen
140 Krieg alleine dort.

145 42c: Bei mir war es so, mein Vater hat immer seine Autos hingegeben, seinem Bruder oder so. Und wir geben auch jedes Jahr Kleidung runter, auch Geldspenden, weil da gibt es sehr viele Arme. Wir spenden ziemlich viel nach Bosnien, und man baut sich dort ja auch ein zweites Standbein auf, mit einem Haus oder so, in Bosnien lebt man besser als hier, so von den Häusern her. Viel moderner! Aber es sind nie die Bosnier selber, die so leben, sondern immer die aus Österreich, die sich dann dort ein zweites Standbein aufbauen.

150 42b: Bei mir ist das auch so wie bei 42c, wir spenden auch sehr viel, Fußbälle, Trikots, für die Ärmern dort. Und wir renovieren auch regelmäßig das Haus von meinem Opa und haben uns auch ein zweites Haus gebaut, oben im Gebirge, weil mein Vater Jäger ist, und jedes Mal, wenn wir dort sind, in Bosnien, hinterlegen wir auch Geld für den Opa und meine Oma.

Ihr gebt also nicht nur direkt eurer Familie Geld, sondern spendet auch allgemein?

155 42c: Es ist, wenn man dort hinreist, glaube ich, kostenintensiver als wenn man jetzt nach Ägypten reist oder so. Man nimmt halt mehr Geld mit, weil die wollen und erwarten auch, dass man Geld gibt. Ich glaube, es lohnt sich daher auch mehr, zum Beispiel nach Ägypten zu fliegen auf Urlaub, aber es ist halt auch Familie.

Das heißt, ihr habt auch noch einen zweiten Wohnsitz in Bosnien?

42a, 42b, 42c: Ja, ja.

160 42a: Sogar größer als in Österreich.

42c: Ja, viel größer, dreistöckige Häuser und so. Wenn wir auf Besuch sind, sind wir halt immer in unserem Haus.

7. Frage: Nochmal zurück zum Finanziellen – wie gebt ihr Geld in Bosnien aus? Werden besonders teure Anschaffungen beispielsweise dort getätigt?

165 42c: Ja, es ist viel günstiger dort!

42b: Man nimmt auch Dinge mit, die dort günstiger sind, Fleisch, Kartoffeln... oder elektrische Geräte, die dort billiger sind und die man dann hier verkaufen kann.

170 42c: Unser Nachbar in Bosnien, der ist auch ein Cousin von uns, der ist Mechaniker. Und der macht uns dann dort alles gratis. Da ist eh klar, dass wir das dann alles in Bosnien machen lassen.

42a: Die Sachen sind für uns halt in Bosnien alle viel billiger als für die Leute, die dort leben. Daher machen viele alles dort, eben wie so Mechanikertätigkeiten.

175 42c: Bauarbeiter zum Beispiel verdienen dort auch viel weniger, vielleicht 500 Euro oder so, aber sie arbeiten viel mehr, rund 60, 70 Stunden die Woche. Die arbeiten viel mehr und verdienen viel weniger.

42a: Als Doktor verdienst du auch nicht viel mehr als tausend Euro. Viel weniger.

8. Frage: Wie verfolgt ihr, wie verfolgen eure Eltern politische Entwicklungen? Welche Medien nutzt ihr? Bosnische Zeitungen, Radio, Fernsehen?

180 42a: Ja, mehr als österreichische.

185 42c: Ich auch, man schaut zum Beispiel den Wetterbericht von Bosnien, obwohl man gar nicht dort ist. Und bei Politik oder so, man blickt da nicht so durch, es gibt zum Beispiel drei Präsidenten, keine Ahnung, ich versteh da gar nichts. In Bosnien ist es ziemlich komisch, mit der Politik und so. Aber ich schau trotzdem ab und zu die Nachrichten, meine Mutter verfolgt das mehr. Sie schaut auch Serien, aber das sind immer türkische.

42a: Bei mir auch, immer türkische.

42b: Meine Mutter hat die österreichische Staatsbürgerschaft, mein Vater hat auch die bosnische, also beide.

190 42a: Meine Mutter hat auch die österreichische.

42b: Mein Vater verfolgt die österreichische Politik mehr und geht auch hier wählen, bei der bosnischen weiß ich gar nicht so genau, vielleicht einmal in zehn Jahren?

9. Frage: Habt ihr vor, irgendwann (wieder) nach Bosnien zu ziehen?

195 42b: Zu ziehen?

42c: Für immer?

42a: In der Pension?

42c: Also ich nicht.

42b: Es gibt halt viel mehr Natur dort. Das Leben ist halt viel billiger.

- 200 42c: Es ist billiger dort. Aber meine Familie ist... ich hab' mehr Familienmitglieder in Österreich als in Bosnien, also ich weiß jetzt nicht ob das für mich wirklich so Sinn macht, oder sinnvoll wäre, nach Bosnien zu ziehen.
- 42a: Also ich würd da nicht hinziehen, keine Ahnung, ich bau mir lieber dort ein Standbein auf und wenn mal was passieren würde, dann würde ich vielleicht nach
- 205 Bosnien ziehen, weil wer will Bosnien angreifen? Keine Ahnung. Also dann würde ich hinziehen. Aber freiwillig? Ich glaube nicht?
- 42b: Bei mir ist es zum Beispiel so, ich wohne in einer Stadt, da gibt es ein Krankenhaus. Und wenn mal was Ernsteres passiert, musst du in eine 80 Kilometer entfernte Stadt fahren und dich dort behandeln lassen.
- 210 42a: Die Infrastruktur und alles, das kann man nicht vergleichen.
- 42b: Wenn man zum Beispiel einen Unfall hatte, dann musst du die Bandagen selber kaufen in der Apotheke und dort hingehen, weil die das dort nicht haben.
- Das heißt, es liegt vor allem an der Infrastruktur?*
- 42a: Ja, da sind wir Österreich schon zu sehr gewöhnt.
- 215 *Und das Zurückziehen ist bei euch in der Familie generell kein Thema?*
- 42c: Meine Mutter hat gesagt, vielleicht würde sie nach unten ziehen, aber ich weiß nicht, wie das jetzt so ist, wegen der Familie. Weil jetzt sind eh fast alle hier.
- 42a: Ja, ist bei uns auch so.
- 42b: Also mein Vater will sicher dort hinziehen, aber bei meiner Mutter bin ich mir nicht
- 220 so sicher.

8.6. Interviewprotokoll: Fünftes Interview

Befragte: 51 (w50, 1. Generation), 52 (w28, 2. Generation)

Ort des Interviews: Wohnung der Befragten

Datum/Zeit: 30.12.2019, 11:00-12:00 Uhr

- 5 *1. Frage: Wo seid ihr geboren und welche Staatsbürgerschaft habt ihr? Seit wann lebt ihr in Österreich?*

52: Ich bin in Österreich geboren und habe die kroatische Staatsbürgerschaft.

51: Seit April 1991, ich bin in Bosnien-Herzegovina geboren und habe die kroatische Staatsbürgerschaft.

10

- 2. Frage: Welche Verbindungen und Beziehungen hast du zu deinem Herkunftsland bzw. zum Herkunftsland deiner Eltern?*

52: Meine Oma, mein Onkel und meine Tante – und Cousinen und Cousins mütterlicherseits wohnen in Bosnien. Meine Familie väterlicherseits in Kroatien, mit der
15 haben wir aber keinen Kontakt. Ich fahr' einmal im Jahr zu meiner Oma, das ist auf der persönlichen Ebene meine Beziehung zu Kroatien. Ansonsten ist es eigentlich sehr überschaubar, ich fahre sonst noch auf Urlaub nach Kroatien, aber ich habe auch nur eine Freundin, die ebenfalls aus Kroatien ist. Mehr Bezug habe ich eigentlich nicht.

51: Ich fahre auch einmal im Jahr runter. Und ich telefoniere jeden Tag, jeden zweiten
20 Tag mit meiner Mama. Aber eine große Beziehung habe ich nicht mit unseren Leuten von unten. Das ist nicht so einfach. Am Anfang hatte ich noch Freundinnen unten und auch hier, so viele Leute sind zusammengekommen und haben zusammengehalten, einander besucht... aber mit der Zeit ist das alles vorbeigegangen.

Besucht ihr die Familie zu einem besonderen Anlass, wenn ihr einmal im Jahr hinfahrt?

25 52: Im Sommerurlaub. Bei mir ist es meistens kürzer, ein bis zwei Wochen, die Mama ist meistens zwei Wochen unten. So wie es sich halt zeitlich ausgeht, meistens Mitte August, weil da ist ja der höchste Feiertag im römisch-katholischen Glauben bei uns. Aber es gibt keinen besonderen Grund, warum wir zu diesem Zeitpunkt fahren.

51: Nein, da haben wir halt frei als einziges. Oder wegen dem Urlaub, früher hatten die
30 Kinder da eben frei und dann fahren wir gemeinsam runter.

52: Das hat sich mit der Zeit denke ich einfach so ergeben, oder? Früher waren wir eh öfter unten, auch über Weihnachten, Silvester und Ostern...

51: Auch einige Feiertage im Juni. Früher schon, also am Anfang war das noch ganz anders.

35 52: Es ist eigentlich immer weniger geworden, das muss man schon sagen.

Wie ist das mit umgekehrten Besuchen? Kommt eure Verwandtschaft auch nach Österreich?

52: Früher schon, früher ist meine Oma oft hergekommen. Vor allem immer dann, wenn meine Mama ein Kind bekommen hat, da ist sie sicher für ein bis zwei Monate
40 gekommen. Und der Opa auch.

51: Zur Taufe, zu Firmungen, solche Sachen, da sind sie aus Deutschland gekommen,

52: Auch die Eltern von meinem Papa, die sind auch immer wieder gekommen. Oder die Verwandten aus Salzburg, die auch. Also früher war das schon mehr.

Denkt ihr, hat das damit zu tun, dass ihr Kinder jetzt alle erwachsen seid?

45 51: Ja, schon. Dazu kommt, dass ich jetzt geschieden bin...

52: Man darf auch nicht vergessen, dass dadurch, dass sich meine Eltern scheiden haben lassen, natürlich – wobei, man muss dazu sagen, bevor sie sich scheiden haben lassen, haben wir auch schon wenig Kontakt gehabt. Das ist nicht erst seit der Scheidung so.

50 *Wart ihr als Kinder dann auch länger in Kroatien?*

52: Manchmal waren wir sogar so sechs Wochen unten. Oder manchmal haben Mama und Papa uns runter gebracht und sind dann wieder nach Österreich gefahren und wir waren dann einfach sechs Wochen unten in Kroatien bei meiner Oma.

55 51: Aber ich war da nicht in der Arbeit, nur mein Mann. Die zwei kleinen Kinder sind dann auch hier gewesen und die beiden größeren waren eben unten.

2. Frage: Wie haltet ihr den Kontakt, wenn ihr euch nicht persönlich seht – nur über das Telefon?

60 52: Naja, manchmal, wenn ich zuhause bin, telefoniere ich kurz mit meiner Oma, aber das ist vielleicht zweimal im Jahr. Ansonsten... nichts. Wenn ich meine Oma und meinen Onkel und meine Tante – die wohnen gleich daneben – nicht besuchen fahren würde, hätte ich eigentlich gar keinen Kontakt.

Wie hat sich eure Kommunikation seit den 1990er-Jahren verändert?

51: Ich habe damals auch schon telefonischen Kontakt mit der Familie gehabt...

65 52: Am Anfang hat man übers Festnetz telefoniert, aber das war teuer. Ganz früher hat es so Internethäuser oder Telefonhäuser gegeben, da bist du ja immer telefonieren gegangen, oben in der Stadt. Da konnte man so eine Flat kaufen, im Paket, so Telefonminuten, oder?

70 51: Die kaufe ich auch heute noch, die gibt's um 15 Euro übers Internet, sodass man billiger ins Ausland telefonieren kann. Ich telefoniere so jeden Tag, bis jeden zweiten, dritten Tag damit. Und heute habe ich so ein Handypaket. Selten telefoniere ich mit meinem Bruder, der noch unten wohnt, mit dem Bruder, der in Österreich ist öfter, aber auch selten. Die Leute sind sehr anders als wir, vor allem jetzt, wo ich geschieden bin, sehen die dich ganz anders. Die sind sehr konservativ.

75 *Gibt es auch Familiengruppen in Messengerdiensten, über die ihr euch auf dem Laufenden haltet?*

52: Also wir als engere Familie haben schon eine, aber mit den anderen nicht, nein. Ich weiß, andere Familien haben so etwas sicher, aber wir nicht.

51: Nein, auch Videotelefonie oder so nicht, nein.

80 *Welche Medien konsumiert ihr aus eurem Herkunftsland? Hört ihr bosnisches oder kroatisches Radio, schaut ihr fern, lest ihr Zeitungen?*

52: Mama schaut oft kroatische Rezepte im Internet an.

51: Ja, die brauch ich zum Kochen. Aber sonst... Fernsehen oder so, nein.

85 52: Früher haben wir kroatische Fernsehprogramme gehabt, als mein Papa noch bei uns gewohnt hat. Wir haben kroatische Sender gehabt, die hat man über Sky empfangen, da gab es so Pakete. Aber ansonsten... ich lese manchmal kroatische Zeitungen, einfach um auch up-to-date zu bleiben, aber das wars dann auch schon. Und kroatische Musik hören wir, aber über Spotify, da braucht man jetzt nicht unbedingt Radio zu horchen. Also Radio, eigentlich auch nicht.

90

3. Frage: Inwiefern verfolgt ihr politische Entwicklungen und (wie) seid ihr an diesen beteiligt?

95 52: Also wenn ich politische Entwicklungen nicht zufällig über österreichische Medien mitbekomme, dann eigentlich kaum. Also dass ich jetzt... ab und zu schaue ich vielleicht, wenn es mir unterkommt. Aber ich informiere mich jetzt nicht gezielt.

51: Ich auch nicht, überhaupt nicht.

52: Wir wählen auch nicht. Es waren ja gerade Wahlen in Kroatien. Da habe ich aber nicht viel davon mitbekommen. Also ich weiß schon, wer gewonnen hat oder so, oder wie die Ergebnisse sind. Es gibt eine Stichwahl zwischen der HDZ und der SDP.

100 51: Ich habe das letzte Mal vor zehn, zwanzig Jahren in Kroatien gewählt.

Verfolgt ihr dann eher die österreichische Politik?

52: Also ich schon, ja. Wenn ich die österreichische Staatsbürgerschaft hätte, dann würde ich hier auch wählen.

105 51: Ich nicht, Politik interessiert mich einfach nicht. Und ja sicher, wenn ich die österreichische Staatsbürgerschaft hätte, würde ich schon hier wählen, aber ich habe die kroatische.

4. Frage: Seid ihr oder wart ihr in bosnischen oder kroatischen Kulturvereinen wie beispielsweise Folkloregruppen aktiv oder involviert?

110 52: Wart du und der Papa früher? Im Dom, in Linz? Nein, eigentlich auch nicht, oder? Eigentlich war nur mein Papa früher in so kroatischen Kulturvereinen aktiv, aber wir eigentlich nicht. Da hat es schon Veranstaltungen gegeben, aber ich glaube, wir waren dort nie, zumindest kann ich mich nicht daran erinnern.

115 51: Doch, am Anfang, als wir nach Österreich gekommen sind – da haben die Leute so zusammengehalten, mit der Zeit hat sich das aber schon verändert.

52: Es ist früher schon viel über diesen Verein in Linz gegangen. Da sind viele Informationen ausgetauscht worden. Oder wenn man beispielsweise seinen Pass verlängern musste, dann musste man zu diesem Verein fahren und konnte seine Dokumente dort abgeben, die haben die gesammelt nach Wien geschickt zur

120 Botschaft oder es sind Leute von der Botschaft gekommen. Der Papa war da schon öfter, auch auf Veranstaltungen, aber wir nicht.

51: Es war ja am Anfang auch schwierig, weil wohin kannst du mit vier Kindern schon gehen? Es war schwer, so oft sind wir auch nicht nach unten gefahren, und dann mit der Zeit verliert man einfach den Kontakt. Den müsste man mehr pflegen. Und
125 mittlerweile ist es so, dass ich mich, wenn ich nach unten komme, wie ein Ausländer fühle. Mein Gott, ich bin ja auch Ausländer unten mittlerweile, das ist wirklich so. Wenn man keinen Kontakt mit unten hat – den müsste man öfter haben. Das merkt man dann einfach.

52: Man ist nirgends so richtig dabei. Ich meine, die Mama spricht ja perfekt kroatisch, das ist ja ihre Muttersprache, wenn sie runterkommt, da hört man das nicht. Bei mir
130 schon, bei mir merkt man den Akzent richtig, auch wenn ich kroatisch spreche, ich habe einen österreichischen Akzent. Hardcore. Das lässt sich nicht abstreiten, dass wir (Kinder, Anm.) trotzdem von woanders sind. Oder halt woanders aufgewachsen sind.

51: Aber so viele Leute von hier bauen Häuser unten und fahren dann ganz oft mit ihren Familien runter. Wenn man sich in der Nachbarschaft umschaut, sieht man jetzt, in den Feiertagen, wie viele Jalousien unten sind – das sind Leute von hier, und das ist egal, ob das Muslime sind oder serbische, über die Feiertage hier fährt jeder nach unten, weil fast jeder ein Haus unten hat. Aber wir hatten nie ein Haus unten, das uns
140 gehört – du bist immer zu Besuch bei irgendjemandem, dann ist es wieder zu Streitereien gekommen. Es ist etwas anderes, wenn du nicht auf Besuch bist, sondern in dein eigenes Haus kommst.

52: Wir haben unten nie ein eigenes Haus gehabt, wir waren entweder immer beim Papa seiner Mama, also meiner Oma, die haben zwar ein großes Haus gehabt, aber
145 das war immer eher schwierig, und jetzt übernachten wir, wenn wir unten sind, bei der Oma mütterlicherseits, aber die haben ein eher kleines Haus, es ist eng, meine Oma ist schon recht alt, daher ist das immer doch auch sehr anstrengend.

51: Ich glaube auch, dass viele Leute so oft nach unten fahren, weil sie eben ein Haus unten besitzen.

52: Und weil ihnen der Kontakt auch noch wichtiger ist. Wenn uns der Kontakt wichtiger wäre, und wir vielleicht auch selber Besitz unten hätten, wärs vielleicht eh etwas
150 anderes.

51: So wie es bei uns ist, dass wir eben nichts unten haben, da wundert es mich eigentlich gar nicht, dass wir keinen Kontakt und keine enge Bindung haben. Es ist mit der Zeit nicht einfach, Besuche sind nicht einfach zu organisieren...
155

52: Wenn wir ein Haus unten hätten, würden wir vielleicht öfter hinfahren, übers Wochenende oder für ein paar Tage. Aber so ist es wirklich immer ein logistischer Aufwand. Wir können auch nur runter fahren zu meiner Oma, wenn mein Onkel nicht da ist, der auch in Österreich lebt. Wenn der im Sommer unten ist, können wir nur hinfahren, wenn er nicht da ist – und er verbringt schon viel Zeit dort. Und er fährt auch zu Ostern runter, zu Weihnachten... wir haben ja gar keine Chance, das geht schon aus Platzgründen nicht. Und du willst dir ja unten auch kein Hotel nehmen, das wäre total komisch.
160

165 *Das heißt, dass der Onkel noch mehr Verbindungen zum Herkunftsland hat?*

52: Ja, er fährt immer runter.

51: Das Haus, in dem meine Mama noch wohnt, das gehört auch meinem Bruder. Er hat das geerbt.

170 52: Er hat da natürlich auch einen Anspruch auf das Haus. Und wie gesagt, er fährt Ostern, Weihnachten, Silvester und im Sommer runter.

Und wenn ihr runterfahrt – das Preisniveau ist ja ein ganz anderes als in Österreich – macht ihr gezielte Preisvergleiche und erledigt größere finanzielle Dinge in Bosnien?

52: Ja, schon. Mein kleiner Bruder lässt schon manchmal Sachen am Auto reparieren, wenn wir unten sind, zum Beispiel.

175 51: Ja, wenn wir unten gewesen sind und etwas ist kaputt geworden, dann musst du das schon gleich unten reparieren, das ist viel billiger.

180 52: Man lebt halt unten wirklich wie der König in Frankreich. Wenn eine Pizza bei uns zehn Euro kostet, dann kriegt man die unten für drei Euro fünfzig. Das Essengehen ist schon wirklich billig. Aber so in den Geschäften... Kleidung ist nicht so billig, Kleidung ist nur ein bisschen billiger als bei uns. Aber minimal, da rede ich von fünf Prozent. Auch Lebensmittel im Supermarkt, die ganzen Markensachen so wie Nestle, Ferrero, Milka oder so, das ist teuer, auch die Pflegeprodukte. Aber essen gehen, das ist wirklich sehr billig. Das ist schon nicht schlecht.

Und wie macht ihr das mit großen Anschaffungen?

185 52: Nein, eigentlich nicht. Früher haben das schon Menschen gemacht, dass sie Möbel unten gekauft haben, ganz ganz früher, mein Onkel zum Beispiel hat dort Parkett gekauft. Das schon. Ich weiß nicht, wie das mittlerweile mit den Preisen ist, ich glaube, dass die schon angehoben wurden.

190 51: Ja, es gibt schon auch einige, die dann damit handeln. Die zum Beispiel in Slowenien etwas kaufen und dann nach Österreich bringen, weil es da keine richtige Grenze gibt. Türen, Möbel... da gibt's schon einige Leute, die das unten kaufen und nach Österreich schleppen.

52: Aber wir haben das nie gemacht. Hätten wir auch nie gemacht. Hat der Papa schonmal unten Möbel gekauft und dann mitgenommen?

195 51: Er wollte einmal, aber ich wollte nicht. Das ist so umsonst!

52: Es ist jetzt auch nicht so die gute Qualität, dass man sagen würde, ja, das zahlt sich aus. Es zahlt sich überhaupt nicht aus.

51: Du musst auch schauen, wie lange brauchst du für den Transport, musst du dir einen LKW ausborgen, über die Grenze... also bitte.

200

5. Frage: Als ihr nach Österreich gekommen seid – habt ihr da die Familie, die in Jugoslawien geblieben ist, finanziell unterstützt?

52: Es war eher so, dass wir unterstützt worden sind.

205 51: Das ist so – mein Vater, er hat schon in Deutschland gearbeitet, daher sind wir nicht ohne Geld gewesen. Auch die Eltern von meinem Ex-Mann waren in Deutschland, er hat selbst auch länger dort gearbeitet... so viele Leute von unten sind früher schon gegangen, mein Vater zum Beispiel, Brüder und Schwestern ebenfalls.

210 52: Unten war also niemand mehr, den man unterstützen hätte müssen als wir nach Österreich gekommen sind. Man muss fairerweise sagen, dass meine Großeltern mütterlicher- und väterlicherseits für die Verhältnisse in Bosnien wohlhabend waren. Die haben wirklich viel Geld gehabt, weil sie eben in Deutschland gearbeitet haben, somit haben meine Eltern, als die nach Österreich gekommen sind, von ihren Eltern Geld bekommen um sich zum Beispiel eine Eigentumswohnung kaufen zu können oder ein Auto und mein Papa hat ja auch in Deutschland gearbeitet. Also haben wir 215 Unterstützung bekommen. Dadurch, dass beide meiner Eltern aus Familien kommen, die besser situiert waren, war das nie notwendig, die Familien unten zu unterstützen. Klar nimmt man Geschenke mit, aber es war nie jemand von unserer finanziellen Unterstützung abhängig, nie. Nicht über den normalen Rahmen hinaus, die haben eh Geld. Sowohl die Eltern von meinem Papa, als auch die meiner Mama. (zur Mutter, 220 Anm.) Man muss aber auch sagen, ihr wart aber auch nicht der Normalfall, dass ihr so viel Geld hattet, ihr seid einfach beide aus guten Familien gekommen.

51: Die Eltern haben halt beide gearbeitet, es ist nicht so, dass wir nichts hatten.

52: Euch ist es ja nicht schlecht gegangen.

51: Alles normal, wir müssen niemanden unterstützen.

225 52: Ich glaube, dass die Familien, die während dem Krieg wirklich in Bosnien und Kroatien gearbeitet haben, denen ist es wirklich schlecht gegangen, die haben nichts gehabt. Aber die (Großeltern, Anm.) sind ja schon vor Jahren, vor dem Krieg nach Deutschland zum Arbeiten gegangen und haben dort wirklich gutes Geld verdient.

Das heißt, die Großelterngeneration war schon vor Kriegsbeginn in Deutschland?

230 52: Ja, mein Opa ist schon in den Sechziger-, Siebzigerjahren nach Deutschland gekommen.

51: Er hat dort schon dreißig Jahre gelebt.

Also ist er mit der sogenannten „Gastarbeiterbewegung“ gekommen?

235 52: Ja, genau. Mein Opa hat in Berlin gearbeitet und die Eltern von meinem Papa haben in München gearbeitet, sogar meine Oma. Sie hat im Kempinski-Hotel gearbeitet, als Zimmermädchen, also nicht irgendwo. Und die anderen haben auf der Baustelle gearbeitet. Da hat man ja früher noch viel Geld verdient.

Und du bist dann während dem Krieg gekommen, J.?

240 51: Nein, vor dem Krieg! Bei vielen Familien war das so, dass die Eltern schon da waren, beide oder nur ein Teil. Mein Vater hat schon dreißig Jahre in Berlin gearbeitet, das hat praktisch schon einen Weg gezeigt. Und Leute sind immer dahin gegangen, wo es Arbeit gegeben hat. Und bei mir war es zum Beispiel so, dass mein Exmann schon in Deutschland gearbeitet hat und er ist dann von Deutschland nach Österreich, wo er gearbeitet hat, und dann bin ich gekommen, dann ist mein Bruder gekommen, 245 mit meiner Schwägerin – da, wo einer ist, kommen die anderen halt hin, wenn es dort Arbeitsstellen gibt.

- 52: Mein Papa hat in der Nähe unseres Wohnortes gearbeitet und er war eigentlich der Erste, der in Österreich gearbeitet hat. Und dann ist eh meine Mama gekommen und mein Papa hat zuerst dem einen Onkel einen Job vermittelt, dann dem anderen...
- 250 und dann sind alle hierhergekommen, die haben alle in der selben Stadt gewohnt und in Linz gearbeitet. Mein Papa hat die Stadt ausgesucht, in der wir wohnen, weil die ein Hallenbad gehabt hat, ich habe ihn mal gefragt, und er sagte, er war gern schwimmen. Das hat ihm also gefallen, dass die Stadt ein Hallenbad hat.
- 51: Und ein Cousin von ihm war schon da, der hat ihm geholfen, eine Wohnung zu finden. Früher haben die Leute einander wirklich geholfen, aber mit der Zeit ist das weniger geworden.
- 255 52: Jeder hat dann so sein eigenes Ding durchgezogen.
- Glaubt ihr, dass der Kontakt weniger geworden ist, weil das Einander-Helfen jetzt weniger notwendig ist, durch den gestiegenen Lebensstandard?*
- 260 51: Das kann auch sein.
- 52: Ja, kann sein. Mittlerweile ist ja jeder selbstständiger geworden und arbeitet, und jetzt, nach zwanzig Jahren...
- 51: Ich lebe seit 1991 hier, also seit 28 Jahren. Und vor 28 Jahren habe ich ja selber auch andere Gedanken gehabt, da brauchst du so viel, die Familie, den Kontakt – das brauchst du alles, das ist ja normal. Und jetzt, mit 50 Jahren, da brauche ich keine Hilfe mehr. Und jeder hat eine eigene Arbeit, ein eigenes Haus, eine eigene Wohnung und solche Sachen.
- 265 52: Man organisiert sich ja, das ist eh klar. Jetzt hat halt jeder sein eigenes Leben.
- 270 *6. Frage: Gibt es von eurer Seite die Absicht, irgendwann (wieder) nach Bosnien oder Kroatien zu ziehen?*
- 52: Nein, also ich nicht. Ich kann mir nicht vorstellen – also ich habe lustigerweise mit meinem Freund am Wochenende darüber gesprochen, und er hat gesagt, dass es schon cool wäre, in der Pension mal ein halbes Jahr dort zu sein und ein halbes Jahr
- 275 in Österreich, aber wenn wir jetzt nicht gerade ein Haus am Meer in Kroatien haben, wie es bei einer Freundin von mir ist, dann ist es halt ein bisschen schwierig.
- 51: Wenn ich im Lotto gewinne, dann kaufe ich ein Haus am Meer, das bedeutet dann aber nicht, dass ich wieder ganz nach unten gehe. Im Sommer, ja, da gehst du sicher runter. Aber dass ich sage, ich will wieder unten leben? Nein. Meine Kinder sind ja
- 280 trotzdem da, in Österreich.
- 52: Und man muss schon auch immer unterscheiden zwischen Bosnien und Kroatien. Weil, nach Bosnien? Keine Chance. Nach Kroatien ans Meer, wenn wir dort ein Haus hätten? Ja, das schon.
- 51: Zu Besuch, für einige Monate im Jahr, schon.
- 285 52: Aber wer würde das nicht machen?
- Und warum Kroatien eher als Bosnien?*
- 52: Bosnien, die sind halt fünfzig Jahre in der Zeit zurück. Es gibt keine Arbeit, man verdient nichts, die Leute sind konservativ... wir sind viel weiter in unserem Denken

290 als die. Für die ist das zum Beispiel total unverständlich, dass man mit seinem Partner zusammenwohnt, wenn man nicht verheiratet ist. Immer noch ein Skandal! Oder dass sich die Mama hat scheiden lassen, was bei uns ganz normal ist, eine Scheidung, das ist ja nichts Schlimmes – ein Skandal! Da will man ja nicht wohnen, wenn man selbst im Denken so weit ist. (zur Mutter, Anm.) Du bist ja auch im Denken viel weiter als dein Bruder!

295 51: Ja, der kann nicht aus. Er ist immer unten geblieben, war dort in der Schule, er war sein ganzes Leben unten und kennt nur diesen Kreis. Und den erhält er auch, er macht keinen Fortschritt. Er hält sich daran fest. Er versteht mich auch nicht, weil er eben anders denkt.

300 52: Die haben halt wirklich nur das gesehen, er kann es gar nicht besser wissen. Und ihnen zu erklären, dass die Welt außerhalb von Bosnien anders ist, bringt nichts, das verstehen sie nicht. Meine Tante hat ja auch nicht die Schule fertig gemacht, ich glaube, sie war nur bis zur Unterstufe in der Schule. Die Bildung... sie haben auch Kinder in unserem Alter, die auch keine Bestrebungen haben, sich weiterzuentwickeln. Sie hätten die Möglichkeit, nach Kroatien, Deutschland oder Österreich zu gehen,
305 ihnen wurden Jobs angeboten – aber nein, keine Chance. Und das verstehe ich nicht. Meine Tante und mein Onkel in Bosnien wollen das aber auch nicht, dass ihre Kinder weggehen.

Und in Kroatien ist das anders?

52: Ja, Kroatien ist weit fortschrittlicher – außer in Dalmatien vielleicht, ich weiß nicht.

310 51: Ja, es ist schon anders. Die Leute schauen einen anders an.

52: Die Lebensqualität in Kroatien ist auch viel besser. Die Menschen verdienen mehr, der Zugang zu Bildung, es ist normal, zu studieren. Man muss nicht heiraten, um zusammen zu sein, die sind da schon – okay, vielleicht nicht so sehr wie in Österreich, aber doch – fortschrittlicher. Das muss man schon sagen.

315 *Gab es irgendwann in eurem bisherigen Leben Bestrebungen, wieder zurückzuziehen?*

51: Von mir nicht, aber von meinem Ex-Mann. Das war 2006, er wollte mit uns allen nach Kroatien oder Bosnien-Herzegowina ziehen. Ich war ohne Arbeit, mit vier Kindern und habe damals gesagt: „okay, du gehst, aber ich gehe nicht mit“. Nein, mir ist es
320 egal, ich gehe hin, wo immer ich Arbeit finde, aber ich wollte nicht nach unten gehen.

52: Die Diskussion hat sicher ein Jahr gedauert. Er hat auch wirklich schon zu uns gesagt: wir ziehen nach Kroatien. Er war so felsenfest überzeugt! Wobei, man muss schon sagen, er wollte eigentlich immer wieder zurück. Und er hat auch gesagt, wenn er in der Pension ist, geht er zurück. Er hat aber auch mehr Kontakt gehabt, das muss
325 man dazu sagen.

51: Er hatte immer Kontakt mit Leuten unten, und für mich war das immer etwas anders. Meine Eltern haben mich mit fünfzehn Jahren nach Split ins Internat geschickt, in ein anderes Land und für mich war dieser Tag so schlimm. Das erste Mal mit fünfzehn einfach in ein anderes Land, eine andere Stadt und niemand ist da – für mich
330 war das eine Katastrophe! Ich bin rund ums Haus gegangen und habe geweint. Nach dieser Trennung ist mir das alles egal gewesen.

52: Und der Papa ist zwar nach Zagreb zum Studieren gegangen, er ist nach Deutschland gegangen zum Arbeiten und dann nach Österreich, aber ihm war das immer, der Kontakt war ihm einfach – er hat sich halt auch als Kroatie gefühlt und ihm
335 war diese Identität und Identifikation mit dem eigenen Land so wichtig. Ihn hat das immer geärgert, dass wir die Sprache nicht so gut können, dass wir österreichische Freunde haben, dass wir wahrscheinlich Österreicher heiraten werden, das hat ihn schon gestört. Er hat zwar immer gesagt, dass das eh unsere Entscheidung ist, aber
340 eigentlich hat es ihn gestört. Und er hat auch viel von den Werten übernommen, die waren ihm so wichtig, er war so ein Patriot.

51: Aber es ist bei manchen Leuten wirklich so, die sagen „Ja, such dir einen Freund, irgendeinen, aber er muss Kroatie sein“.

52: Er hat aber auch jede Woche Kontakt zu seinen Geschwistern gehabt, zu seiner Mama, er hat kroatische Nachrichten verfolgt – vielleicht haben wir auch deswegen ein
345 bisschen rebelliert, möglicherweise. Kann schon sein. Aber wenn er hätte können, wir wären unten gewesen und er wäre auch öfter unten gewesen. Weil das Haus, in dem meine Oma, die gestorben ist, gewohnt hat, das hätte auch mein Papa bekommen sollen. Vielleicht hat er das auch, das weiß ich nicht, ob er es jetzt bekommen hat. Aber er wollte immer zurück, das stimmt eigentlich. Er war so hardcore Jugo, das war
350 unglaublich.

51: Er wollte wirklich 2005 oder 2006, nach unten, die Wohnung verkaufen und mit uns allen nach unten ziehen. Ich hatte keine Arbeit, die vier Kinder – wie soll das gehen?

52: Das musst du dir mal vorstellen, seine Kinder da aus Österreich herausreißen und dann wieder zurückgehen.

355 *Was war der Auslöser für diese Rückkehrpläne?*

52: Sein Vater ist gestorben, aber seine Mama war ja nicht alleine, er hatte ja noch Geschwister unten. Die Brüder von meinem Papa haben sich auch beide Häuser unten hin gebaut, und ein Onkel ist sogar, das musst du dir vorstellen, nachdem sie in Österreich waren und sich hier etwas aufgebaut haben, mit seinen Kindern und seiner
360 Familie zurück nach Bosnien, hat dort ein paar Jahre gelebt und ist dann wieder zurück nach Österreich! Und das merkt man bei den drei Kindern schon, dass das einfach so entscheidende Jahre waren. Erstens haben sie alle drei einen Akzent, das hört man einfach beim Sprechen, und wenn sie – so wie wir – dageblieben wären, würde man nichts hören; und: das Herausreißen und das Leben dort und dort hat sich auch auf
365 die Ausbildung ausgewirkt, die haben dann dort und dort Ausbildungen gemacht und arbeiten jetzt auf der Baustelle und als Verkäuferinnen. Das sind eh keine schlechten Jobs, aber man hat sie halt doch herausgerissen und sie hatten gar keine Möglichkeiten, sich weiterzuentwickeln. Man merkt: väterlicherseits war meine Familie viel patriotischer, denen war das viel wichtiger als uns.

370 51: Bei manchen Leuten und auch bei ihm ist das einfach so, die wollen immer nach unten und die wollen nicht loslassen. Das ist vielleicht nicht schlecht.

52: Ich denke mir immer, wenn wir eine bessere Beziehung zu meinem Papa gehabt hätten, dann hätten wir vielleicht auch einen positiveren Bezug dazu gehabt, aber so war es oft einfach zu viel. Es war zu viel. Da willst du gar keinen Kontakt dazu
375 aufbauen, weil das einfach zu negativ behaftet ist.

51: Du fühlst dich dann einfach auch nicht willkommen.

52: Und wenn wir wirklich nach unten gezogen wären, das Leben wäre ein anderes, dann hätte ich schon drei Kinder und wäre mit jemandem verheiratet, der nicht arbeitet. Ein Traum. (lacht)

380 51: Ja, das ist trotzdem ein großer Unterschied zwischen den Ländern, zwischen Bosnien und Kroatien.

52: Ja, aber er wollte ja nach Bosnien. Ich habe das ja ganz vergessen. Und die Infrastruktur dort ist total schlecht, ohne Auto kommst du nirgendwo hin. Oh Gott.

385 *7. Frage: Zum Thema Identität – wie geht es euch mit dem Leben zwischen den beiden Ländern?*

52: Ja, wir sind immer Ausländer. Immer. Man ist in Österreich Ausländer und man ist in seinem eigenen Heimatland Ausländer. Das ist aber etwas, das man einfach akzeptieren muss. Weil, auch wenn ich morgen die österreichische Staatsbürgerschaft
390 bekommen würde, ich wäre immer noch keine Österreicherin, das ist einfach so.

51: Du bist trotzdem Ausländer. Du kommst aus einem anderen Land.

52: Und es passiert halt auch, dass einem andere Ausländer, andere Kroaten, dir die Identität absprechen, weil du halt nicht so kroatisch bist, nicht kroatisch genug bist. Das ist eigentlich das Schlimmste. Weil es gibt ja keine fixe Definition davon, wer
395 Kroate ist und wie man Kroate ist. Zur Verbindung kommt bei uns erschwerend hinzu, dass – es hat schon eine lange Zeit gegeben, in der wir schon auch oft unten waren, und dann ist das irgendwann abgebrochen. Dadurch haben wir die Sprache nicht so gut gelernt, und und und. Vielleicht, wenn es diesen Knick nicht gegeben hätte?

51: Aber ich kenne auch außer uns keine Familie, die unten kein Haus hat.

400 52: Und auch so wenig Kontakt. Ich glaube schon, dass wir damit eine Ausnahme darstellen, dass wir so wenig bis gar keinen Kontakt haben.

51: Auch von unseren Nachbarn hier, die nebenan haben unten ein Haus, die Familie gegenüber hat unten ein Haus... so viele Leute, die ich selber kenne, besitzen unten ein Haus. Das ist normal. Die Eltern gehen nach unten, nehmen die Kinder mit, und
405 das ist dann normal, dass die Kinder im Dorf gekannt werden und man weiß, wo die hingehören.

52: Ich kenne eigentlich auch nur Leute, die unten ein Haus haben. Und dann kann man unten auch besser eine Community aufbauen, Freunde finden... wir haben keine Freunde unten.

410 51: Ich glaube schon, dass wir da die Einzigen sind. Vielleicht gibt's außer uns noch Ausnahmen, wer weiß. Aber es ist sicher sehr selten.

52: Aber bei uns ist das sicher auch die Schuld von meinem Papa. Weil er da nie dahinter war und sich auch mit jedem zerstritten hat. Es ist also eher auf persönlicher Ebene, dass das nie so verfolgt worden ist. Weil Menschen sich dann von einem
415 distanzieren, obwohl man nichts dafür kann. Und wir distanzieren uns auch... und das führt dann dazu, dass man Jahre später keinen Kontakt hat.

51: Das wundert mich auch nicht.

52: Dass der Verlauf so war, das ist ganz klar, da sehe ich eine große Schuld bei meinem Papa.

- 420 51: Wenn wir unten waren und sind, sieht man aber auch ganz viele neue Häuser, die gebaut werden von so vielen, die in Österreich leben. Das schaut man sich an, jeder hat ein eigenes Haus und diese Leute kommen dann natürlich öfter. Aber unsere Kinder, meine sind größer, dann bekommt man vielleicht Enkelkinder und dann ist man noch seltener unten. Weil meine Kinder haben selber eine eigene Richtung und
- 425 Freunde hier, jeder hat einfach Lust auf etwas anderes und nicht auf unten. Dann kommst du auf Besuch, sitzt du, musst du immer brav sein...

Hättet ihr gerne eine engere Beziehung zum Herkunftsland?

51: Ich weiß nicht.

- 430 52: Grundsätzlich fände ich es schon cool, wenn wir auch ein bisschen eine Community hätten, eine kroatische Community, oder zumindest Menschen, die wir sehr gern haben, und, abgesehen von meiner Oma, auch sehr gern besuchen. Das wäre schon gut, das wär' nicht schlecht. (zur Mutter, Anm.) Oder hättest du etwas dagegen, wenn du Freundinnen in Kroatien hättest, die du gern besuchst?

51: Das wäre nicht schlecht. Aber es ist einfach die Zeit.

- 435 52: Aber ich glaube, dafür ist es schon zu spät. Und es ist auch nicht so wichtig. Also, es wäre schon cool, aber mir nicht so wichtig. Da sind andere Sachen wichtiger.

- 51: Wenn du keine Verbindung nach unten hast, was kannst du und mit wem kannst du dann dort reden. Und ich schaue ja selber ein bisschen anders aufs Leben und meine Lebenserfahrung ist auch ganz anders. Da kannst du nicht davon ausgehen,
- 440 dass die Leute von unten dich verstehen.

52: Und es wartet unten in Bosnien auch keiner mit offenen Armen auf uns. In deren Augen sind wir einfach wahnsinnig, verrückt, weil unser Leben so anders ist. Es ist eigentlich eh Wahnsinn.

- 51: Aber am Schluss musst du einfach nur sagen können: es ist mein Leben, das sind
- 445 meine Kinder, alles andere interessiert mich nicht.

9. Abstract

Noch nie waren im Laufe der Menschheitsgeschichte so viele Menschen an Migrationsprozessen beteiligt wie in der Gegenwart. Menschen, die aktive oder passive Migrationserfahrungen aufweisen, bleiben und blieben aber immer schon in unterschiedlich intensivem Ausmaß mit dem Herkunftsland (früherer) Generationen in Verbindung. Wie diese Verbindungen aussehen, wie intensiv sie in verschiedene Aspekte des Lebens einwirken und welche Unterschiede sich diesbezüglich bei Angehörigen zweier Generationen in Österreich lebender MigrantInnen aus Ex-Jugoslawien beobachten lassen, wurde in der vorliegenden Diplomarbeit untersucht. Auch die Auswirkungen der neuen Medien auf die Intensität der Verbindungen sollte eruiert werden.

In qualitativen Interviews mit zehn Befragten, die sowohl der ersten als auch der zweiten Migrationsgeneration angehören, wurden vier Aspekte translokalen Lebens erfragt: familienbezogene, soziokulturelle, wirtschaftliche und politische Praktiken. Ebenso wurde untersucht, ob die InterviewpartnerInnen planen, ins Herkunftsland (der Eltern) zu remigrieren und welche Rolle die Translokalität, also das Leben zwischen zwei Welten, in Bezug auf die persönliche Zugehörigkeitsempfindung hat. Besonders bei familienbezogenen Praktiken ließ sich ein Unterschied in der Besuchshäufigkeit feststellen, der auf die empfundene Verbindung, aber auch auf die (Nicht-)Existenz von Wohneigentum im Herkunftsland zurückzuführen ist. Am deutlichsten wurde der Unterschied zwischen den Migrationsgenerationen aber in Bezug auf die Mediennutzung: während Befragte der ersten Generation sowohl große, als auch kleine Medien intensiv nutzen, um mit dem Herkunftsland verbunden zu bleiben, spielen diese für die zweite Migrationsgeneration nur eine untergeordnete Rolle. Insgesamt lässt sich die Elterngeneration eher als „translokal“ einstufen; die zweite Generation fühlt sich meist eher einem der beiden Staaten zugehörig.